

- 2 -

# Christoph v. Schmid Erzählungen



17.  
Das verlorene  
Kind.  
Die zwei  
Brüder.



D  
SCHMI

Ravensburg  
Verlag von Otto Maier

**Ravensburger illustrierte Prachtausgabe**  
von  
**Christoph v. Schmid's sämtlichen Erzählungen.**

Ausgabe in 6 Bänden.

Preis: Band I bis IV à M 3.—, Band V M 1.60, Band VI M 2.40.

Inhalt:

- I. Band:** Die OSTEREIER. Die Waldkapelle. Genovesa. Der Weihnachtsabend. Das Raubschloß. Die Nachtigall. Das Vogelweibchen. Die Hopfenblüten. Heinrich von Eichensfels. Der Rosenstock. Eustachius. Gott ist die Liebe.
- II. Band:** Kupfermünzen und Goldstücke. Gottfried der junge Einsiedler. Das Kosterhähnchen. Das Blumenföhrchen. Das hölzerne Kreuz. Das Täubchen. Die Kluchen. Ludwig, der kleine Auswanderer. Rosa von Tannenburg. Das stumme Kind. Die Kirlehen. Die roten und die weißen Rosen. Das Johannistkiferchen. Jesus der Kinderfreund.
- III. Band:** Anselmo. Eimothens u. Philemon. Das Lämmchen. Der Kanarienvogel. Die Wasserflut am Rhein. Das beste Erbteil. Das verlorene Kind. Die zwei Brüder. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Der gute Fridolin und der böse Dietrich.
- IV. Band:** Der Diamantring. Die Krefse. Das Vergiftmehlweicht. Das Margaretenblümchen. Titus und seine Familie. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Pauline. Die ungleichen Schwestern. Florentin Walter. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde. 28 kleinere Erzählungen fürs mittlere Kindesalter. Gebichte.
- V. Band:** 100 kurze Erzählungen. Noch 100 kurze Erzählungen.
- VI. Band:** Fernando. Der Wasserkrug. Angelika. Alara. Die Melone. Das Rathhäuserkloster. Die Edelsteine. Die Feuersbrunn.

Ausgabe in 2 Doppelbänden

als feine Geschenkselbände in Ganzleinwand gebunden mit reicher Goldprägung.

**Doppelband I.:** Enthält Band I u. II obiger Ausgabe in einem 784 Seiten starken prächtigen Leinwandband zusammen gebunden. (Inhalt I. oben!) Preis nur Mk. 5.50.

**Doppelband II.:** Enthält Band III u. IV obiger Ausgabe in einem ca. 800 Seiten starken prächtigen Leinwandband zusammen gebunden. (Inhalt I. oben!)

Preis nur Mk. 5.50.

Der fünfte und sechste Band werden, da sie für ganz verschiedene Altersstufen bestimmt sind, nicht als Doppelband ausgegeben.

Separatausgaben. Ausgewählte Erzählungen:

**Hundert kurze Erzählungen** von Christoph v. Schmid.

Preis in Geschenkselband 80 Pfg.

**Noch hundert kurze Erzählungen** von Christoph v. Schmid.

Preis in Geschenkselband 80 Pfg.

**Dreissig kürzere Erzählungen** von Christoph v. Schmid.

Preis in Geschenkselband 80 Pfg.

**Fünf der schönsten Erzählungen** von Christoph v. Schmid.

Die Osterer — Die Waldkapelle — Genovesa — Heinrich v. Eichensfels — Rosa v. Tannenburg.

Zum Vorlesen und Nacherzählen.

Preis gebunden Mk. 1.50.

Verlag von Otto Maier in Ravensburg.

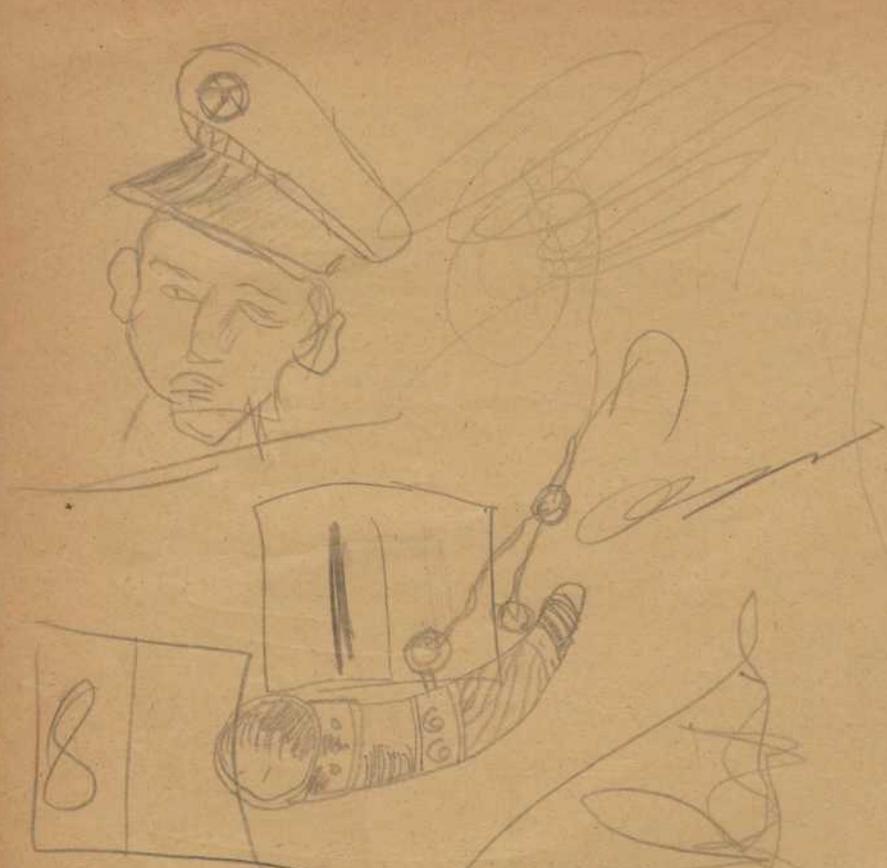
60h

~~Handwritten scribbles and crossed-out text at the top of the page.~~

Handwritten text, possibly a date or reference number, appearing upside down.

Handwritten text, possibly a name or title, appearing upside down.

Handwritten text at the bottom of the page, appearing upside down.



over



1  
lllll  
lllll

N<sup>o</sup> 7

# Erzählungen

von

## Christoph v. Schmid.

---

Ausgabe in Einzelbändchen.

---

Einzelbändchen

No. 17.

Das verlorene Kind.

---

Die zwei Brüder.

---

Ravensburg.  
Verlag von Otto Maier.

([III.:] E. Klein  
[v.] Fritz Bergen.)



D  
SCHMI



80/5571 D

Hofbuchdruckerei Carl Neblach, Stuttgart.

[1899]

# Das verlorne Kind.



## Erstes Kapitel.

### Der kleine August.

Die arme Fischerin Theodore lebte in einer einsamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor kurzem in der schönsten Blüte seines Lebens gestorben. Ihr einziger Trost in ihrem frühen Witwenstande war ihr einziges Kind, ein holder, schöner Knabe von etwa fünf Jahren, der August hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen war ihre größte Angelegenheit, ihm die väterliche Hütte mit dem Fischerrechte zu erhalten ihre beständige Sorge. Den Fischfang hatte sie für jetzt freilich aufgeben müssen und die Fischergeräte ihres seligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und sein Fischerkahn, der umgestürzt neben der Hütte ruhte, waren ihr ein schmerzlicher Anblick. Indessen verdiente sie immer einiges mit Netzstricken, worin sie sehr geschickt war und oft um Mitternacht, wenn der kleine August längst schlief, arbeitete sie noch unermüdet für ihn.

Der Kleine hatte aber auch keinen anderen Sinn und Gedanken, als seiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bei jeder Gelegenheit, die sie an ihren seligen Mann erinnerte, und August war immer darauf bedacht, sie, so viel er in seiner kindlichen Einfalt vermochte, zu trösten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes kam ihr Bruder, ein Fischer aus dem nächsten Dorfe, in die Stube und brachte ihr einen Fisch zum Geschenke. Theodore betrachtete den schönen Spiegellarpfen und fing an zu weinen. „Ach,“ sagte sie, „ich hätte nicht gedacht, daß noch einmal ein so schöner Fisch in meine Hütte kommen sollte!“ Da sprach der kleine August: „Weine nicht, Mutter; wenn ich einmal groß bin, fange ich dir Fische genug.“ Die trauernde Mutter lächelte wieder und sagte: „Ja, August, ich hoffe, du sollst einmal der Trost meines Alters

sein. Werde ein so guter, rechtschaffener Mann wie dein Vater, und ich werde dann die glücklichste Mutter sein."

Einmal an einem schönen Herbsttage strickte Theodore vom frühen Morgen an sehr eifrig an einem großen Netze, mit dem sie heute fertig zu werden dachte. August sammelte indessen im Walde umher Buchnüsse, aus denen die Mutter Öl pressen lassen wollte, um in den langen Winternächten bei ihrer Netzstrickerei ein wohlfeiles Öllicht zu haben. Der kleine August freute sich allemal herzlich, wenn er sein kleines, länglichtiefes Armbörblein, aufgehäuft voll Buchfrüchte, wieder der Mutter bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann allemal, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern und ihn früh zu einem arbeitsamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag und der Kleine war hungrig und müde. Endlich läutete man in dem nächsten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Essen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüssel voll Milch mit eingebrocttem Brote, unter den schönen Buchbaum herausgebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freien, grünen Plage des Waldes stand.

Nachdem Milch und Brod verzehrt und die Schüssel leer war, sagte die Mutter zu August: „Nun leg dich hier in den Schatten des Baumes nieder und schlafe ein wenig. Ich gehe indessen an meine Arbeit und komme dann zu rechter Zeit schon wieder dich zu wecken. So, schlaf wohl!“ rief sie, indem sie noch einmal umblickte und dann mit dem leeren Geschirre in die Hütte ging. Sie sah über eine Weile wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Rasen eingeschlafen; sein lockiges Köpfchen ruhte auf dem einen Arme und mit dem andern umschlang er das niedliche Börblein. Er lächelte im Schlafe und sein Angesicht und die rote Wange war von dem wartenden Buchlaube lieblich beschattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Netze und strickte eilig fort, bis es vollends fertig war. Über der Arbeit verfloßen ein paar Stunden wie ein paar Augenblicke. Sie wollte nun den kleinen August wecken; allein sie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. „Das fleißige Kind ist mit seinem Börblein schon wieder bei der Arbeit,“ sagte sie freudig. Ach, sie ahnte nicht, was für ein Jammer auf sie wartete! Sie ging wieder und breitete das Netz auf dem grünen Rasen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubessern. So verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit seinem Börblein noch immer nicht kam, wurde sie um ihn besorgt. Sie suchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war; allein nirgends fand sie ihn. Sie rief wohl hundertmal: „August! August!“ Allein sie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun sehr bange; sie fühlte eine wahre Todesangst. „Sollte er,“ sprach sie, „meiner Warnung, die ich ihm so oft, so ernstlich wiederholte, vergessen und sich an das Wasser gewagt haben! Sie zitterte schon bei dem Gedanken und lief an den Fluß. Auch da ward sie nichts von ihm gewahrt. Nun eilte sie weinend und wehlagend in das Dorf. Eine Menge Leute versammelten sich um die jammernde Mutter. Alle hatten Mitleid mit ihr, besonders ihr Bruder. Kein Mensch aber wußte etwas von dem Kinde. Indessen beschloß die ganze Schar einmütig, das

Kind zu suchen. Einige begaben sich in den Wald, andere in die umliegende Gegend, wieder andere an den Fluß, den Knaben aufzusuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

„Wenn er in der Donau ertrunken ist,“ sagte einer der Fischer aus dem Dorfe, „so finden wir die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Wassers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum steht, wirft es ihn sicher wieder aus.“

Die Mutter schauderte über diese Rede zusammen, kehrte trostlos in ihre Hütte zurück und durchwachte und durchweinte da einsam die Nacht. Sobald sich die Morgenhelle zeigte, eilte sie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja, mehrere Tage, mehrere Wochen ging sie alle Morgen und Abende mit erschrockenem Herzen dahin und wanderte jammernd am Strome bald aufwärts bald abwärts. Die Fischer, die in der Morgendämmerung auf dem Flusse an ihr Tagwerk fuhren, oder am späten Abende davon zurückkehrten, sahen sie oft so wandeln und die Hände mehrmals zum Himmel erheben und wurden alle herzlich betrübt.

So verging eine geraume Zeit. Die Leiche kam nicht zum Vorschein; die Mutter sah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unaussprechlich betrübt. „In so kurzer Zeit,“ sprach sie, „meinen so guten Mann und mein so liebes Kind zu verlieren, ach, das ist zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es so geschehen lassen, ich müßte verzweifeln.“ Sie machte sich oft selbst die bittersten Vorwürfe. „Ich hätte besser auf das Kind achtgeben sollen,“ rief sie weinend und die Hände ringend. „O, ihr Mütter,“ sagte sie zu den Weibern des Dorfes, die sie trösten wollten, „spiegelt euch an mir und seid vorsichtiger!“

Die arme Theodore sah vor Kummer nach und nach so blaß aus wie eine Leiche und schwand dahin wie ein Schatten. Als sie in ihrer schwarzen Kleidung, die sie noch ihres verstorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach Verlust des Kindes am Sonntage in die Kirche kam, sagten die Leute zu einander: „Die arme Dore! Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab!“

Der Pfarrer des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, der an den Schicksalen seiner Pfarrkinder den herzlichsten Anteil nahm, hatte sie schon einige Male in ihrer Hütte besucht und sie getröstet. Allein als er sie diesesmal in der Kirche sah, war ihm ihr blaßes, tiefbetrübtes Angesicht recht aufgefallen. Er ließ sie nach dem Gottesdienste rufen. Als sie in das Zimmer trat, saß der gute Greis an seinem Tulte und schrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte sie freundlich und sagte: „Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig.“ Theodore betrachtete indessen ein kleines Gemälde, das in einem runden, schön vergoldeten Rahmen an der Wand hing. Sie wurde davon sehr gerührt, und die Thränen flossen ihr über die Wangen.

„Nun,“ sprach der Pfarrer, indem er aufstand, „gefällt Euch das Bild?“ „Ach ja,“ sagte Theodore, „es ist sehr anmutig. Mir kommt das Weinen, wenn ich es ansehe.“

„Wißt Ihr auch, wen es vorstellt?“ fragte der Pfarrer weiter. „D ja wohl,“ sagte Theodore, „es ist ein Muttergottesbild. Ich habe die schmerzvolle Mutter, wie sie den Tod ihres lieben Sohnes beweint, noch nie so schön gemalt gesehen.“

„Nun,“ sprach der Pfarrer, „eben sie ist das schönste und trostreichste Beispiel für Euch. Betrachtet deshalb dieses ihr Bildnis nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Brust ist das Sinnbild des tiefsten Schmerzes, der ihr bei dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes nach Simeons Weisagung gleichsam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die sie wie die fest zusammengepreßten Hände zum Himmel erhebt, zeugen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte.“

„Gute Theodore,“ fuhr er fort, „Ihr habt viel verloren, Euren Mann und Euer Kind! Ein zweischneidiges Schwert hat auch Euer Herz durchbohrt. Allein blickt wie Maria zum Himmel auf. Ergibt Euch in Gottes Willen. Vertraut auf ihn! Betet um Trost, um Kraft von oben. Ihr wißt ja, Maria stand, im Vertrauen auf Gott und von Gottes Gnade gestärkt, aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem sie bei der Freudenbotschaft des Engels sprach: „Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach seinem Willen!“ erfüllte auch in den Stunden des Leidens, in ihrer tiefsten Trauer, ihr Herz und ließ sie nicht sinken. Nur der Glaube, daß Gott alles recht mache, daß gerade dies, was er geschehen läßt, das allerbeste sei, kann auch Euch aufrecht halten, daß Ihr dem Schmerze nicht unterliegt. Vergesst daher das schöne große Ziel aller unsrer Leiden nicht. Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Durch Leiden wird die Tugend vollendet; bald vorübergehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbst Christus mußte durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen; auf diesem Wege folgte ihm Maria, und auch für uns giebt es keinen andern Weg zum Himmel.“

Theodore hörte ihm sehr gerührt zu und fand an dem schönen Bilde ein großes Wohlgefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. „Ich will dem Beispiele der schmerzvollen Mutter folgen,“ sagte sie; „ich will zum Himmel aufblicken, beten, glauben und von Herzen sagen wie sie: „Herr, dein Wille geschehe!“

„Gut,“ sagte der Pfarrer; „das ist recht, das freut mich.“ Dem edlen Manne war nichts zu kostbar, eine trauernde Seele zu trösten. Er nahm das schöne Bildnis von der Wand, gab es der armen Fischerin und sprach: „Damit Ihr Euren schönen Vorsatz nicht vergesst und ihn halten möget, so nehmt das Bild mit nach Hause. Ich schenke es Euch. Wenn Euch das Herz wieder zu bluten anfängt und Ihr darin gleichsam das zweischneidige Schwert fühlet, so werft einen Blick auf das Bild, erneuert Euren Vorsatz und die Wunde wird mit Gottes Hilfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann Eurer auch eine herrliche Krone.“

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um vieles milder. Nur wenn sie an dem Baume vorbeikam, unter dem sie ihren August das letztemal gesehen hatte, ging ihr allemal ein Stich in das Herz. Da kam ihr denn einmal der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumstamm zu schneiden und das schöne Bild hineinzusetzen. „Der Baum,“ sagte sie, „macht mich immer aufs neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Trost finden. Ach,“ seufzte sie, „andere Mütter setzen ihren verstorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmal; der Baum mag dann das Denkmal meines lieben August sein.“

Sie sagte dem guten, alten Pfarrer von ihrem Einfalle und er hatte nichts dagegen. „Da Euch das Trost bringt,“ sagte er, „so thut es immerhin.“ Sie schnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa so groß wie eine Fensterscheibe, in den Baumstamm, fügte das Bild hinein und wenn sie nun an dem Baume vorbeikam und ihr das Herz schwer wurde, blickte sie auf das schöne Bild und sagte: „Auch ich will eine Dienstmagd des Herrn sein wie Maria; auch mir geschehe nach seinem Willen,“ und ihr ward allemal wieder leichter um das Herz.



## Zweites Kapitel.

### Herr Wahl.

Indessen die trauernde Mutter ihren lieben August als tot beweinte, hatte der kleine, etwas mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurückgelegt, war in der großen Kaiserstadt Wien angekommen, lebte da frisch und gesund in einem prächtigen Hause, das einem Palaste glich, war so schön und zierlich gekleidet als wäre er von adeliger Geburt und was noch mehr war als alles dieses, er wurde auf das sorgfältigste erzogen und von den besten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet.

Diese wunderbare Veränderung ergab sich auf eine sehr einfache Art. Nachdem August dort unter der Buche erwacht war und sich die Augen ausgerieben hatte, suchte er sogleich wieder im Walde nach Buchnüssen und hatte sein Körblein bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an und kam zuletzt auf der Seite gegen den Fluß hin aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff an dem Ufer. Das Schiff hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reisende zu warten, die mitfahren wollten.

Die Schiffsgesellschaft, die aus mehreren, theils sehr reichen, theils minder wohlhabenden Familien bestand, war an das Land gestiegen. Die Eltern gingen auf dem schönen grünen Rasen am Ufer auf und ab, sich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder suchten indessen auf einem

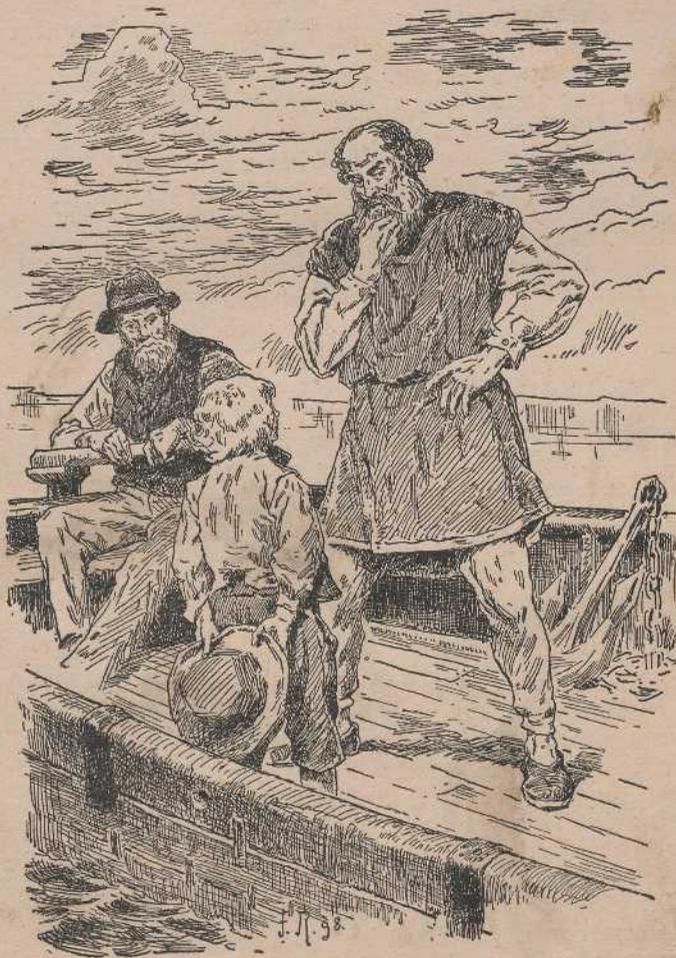
Riesplage am Wasser bunte Steinchen. Die Kinder erblickten den kleinen August, kamen herbei und guckten, was er in seinem Weidenkörblein habe. Die netten, braunen Buchfrüchte, die sie noch nicht kannten, gefielen ihnen. „Das sind sonderbare Baumsfrüchte,“ sagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als August und zierlich wie ein Fräulein gekleidet. „Solche kleine dreieckige Kastanien habe ich noch nie gesehen.“ „Nein,“ sagte August, der noch nie etwas von Kastanien gehört hatte, „das sind keine so seltsamen Dinger wie du meinst; das sind Büchselein und man kann sie essen.“ Er teilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entstand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beisammen zu finden, machte dem guten August die größte Freude. Dieses Glück war ihm gar noch nie begegnet; denn nur selten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu sehen bekommen. Er gefellte sich zu den Kindern, und sie teilten mit ihm, was sie eben hatten, Birnen und Pflaumen.

August war nun sehr begierig, das Schiff näher zu befehen. Es war das erste große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das schwimmende Haus darauf, größer als seine Hütte, kam ihm sehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezierte Zimmer, das für die vornehmere Reisegesellschaft bestimmt war. „Ei,“ rief August erstaunt, „in diesem Hause ist eine schönere Stube als bei mir daheim.“ Antonie und seine übrigen neuen Gespielen zeigten ihm nun ihre Spielsachen. August war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indessen stieß das Schiff, ohne daß August in der Schiffsstube etwas davon merkte, vom Lande und schwanm majestätisch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte auf den Knaben achtgegeben. Die Reisenden, die sich schon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erst neu angekommen waren; die Neuankommene aber meinten, er gehöre zur frühern Reisegesellschaft. Erst gegen Abend, als August anfing laut zu weinen und zu seiner Mutter verlangte, bemerkten die Leute, daß sich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erstaunten nicht wenig und es entstand kein geringer Lärm auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; andere lachten über den ungebetenen, kleinen Reisegefährten; die Schiffsknechte aber zankten und drohten den Knaben in das Wasser zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbei und nahm den Knaben in das Verhör. „Sag einmal, Kleiner,“ fing der ernste, dicke Mann an, „aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe bist du?“ „Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe,“ sagte August. „Das ist seltsam,“ sprach der Schiffer, „irgendwo wirst du doch zu Hause sein.“ „Mein Haus,“ antwortete August, „steht im Walde nicht weit vom Dorfe.“ „Nun gut,“ sprach der Schiffer, „wie heißt aber das Dorf?“ „Ha,“ sagte August, „wie sollte es denn sonst heißen als Dorf? Mein Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, sagte sie, oder morgen geh ich mit dir in das Dorf und laufe Brot.“ „Wie heißen denn deine Eltern?“ fragte der Schiffer verdrießlich. „Mein Vater,“ antwortete

August, „ist schon gestorben und meine Mutter heißt man die Fischersdore.“ „Also, Theodore heißt sie mit dem Vornamen,“ sprach der Schiffer; „wie heißt sie aber mit dem Zunamen?“ „Sie hat keinen andern Namen als Dore,“ sagte der Kleine; „sie hat auch oft gesagt, man dürfe den Leuten



keine anderen Namen geben; denn das seien Spitznamen.“ Der Schiffer sah wohl, von dem unerfahrenen Kinde, das noch nicht einmal einen Begriff von einem Zunamen hatte, sei wenig Auskunft zu erhalten. Er wurde sehr unwillig und rief: „Ich wollte, der Kuckuck hätte dich wo anders hingeführt als auf mein Schiff.“ Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen standen, antwortete ganz treuherzig und ohne Arg:

„Der Kuckuck hat mich nicht hierher geführt. Ich habe ihn noch gar nie gesehen; aber im Frühlinge habe ich ihn öfters gehört.“

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte, waldige Gegend, und weit und breit sah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits unterging, erblickte man endlich einen fernen Kirchturm. „In jenes Dorf,“ sprach der Schiffer, „will ich das Kind bringen, damit man es der Mutter zurückstelle. Auch wir wollen, weil wir heute doch nicht mehr weit fahren können, dort übernachten.“ Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieses nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere Kisten voll Gold und Kostbarkeiten mit sich führte und sich sowie die übrigen Leute auf dem Schiffe vor dem Feinde flüchtete; denn damals wurde Deutschland eben von dem dreißigjährigen Kriege verheert.

„Ich wünsche zwar herzlich,“ sprach Herr Wahl, „daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte. Allein in diesem Augenblicke kann dieses nun einmal nicht sein. Der Feind ist im Anzuge und nähert sich dem Donaufstrom; ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr aussetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen, und all das Unrige zu verlieren. Fahrt in Gottes Namen weiter!“

Herr Wahl, der sehr in Sorgen war, bestand sogar darauf, die Schiffer sollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Sie sagten, das sei gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffsknechten viel Geld versprach, so willigten sie endlich ein und fuhren bei dem hellen, klaren Mondscheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbei, das nahe am Flusse lag. Der Schiffer ersuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, sich in jener Gegend, aus der es her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desselben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben und so an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Allein die Bauern sagten: „Wer weiß, wem der Knabe gehört? Es könnte leicht geschehen, daß wir ihn nicht mehr los würden und ihn aufziehen müßten. Wir haben bei diesen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Last aufbürden.“

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt und sehr groß und ansehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarre gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einemmale rief Herr Wahl: „Horcht! Hört ihr den Donner der Kanonen? Der Feind ist uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts! Vorwärts mit dem Schiffe!“ Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben und widersprach dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entstanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, sanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie sagte mit der ihr ganz eigenen Freundlichkeit leise zu ihrem Manne: „Wir wollen den

schönen, holden Knaben annehmen; so thun wir ein gutes Werk und aller Streit hat ein Ende.“ Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Wahl sehr wohl und er rief sogleich laut: „Fahrt zu! Ich nehme das Kind an und werde weiter für dasselbe sorgen.“ Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und alle auf dem Schiffe lobten den edelmütigen Entschluß des Herrn Wahl.

Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte sich hier ein schönes, großes Haus und setzte seine Handelsgeschäfte fort. Er ließ seine einzige Tochter Antonie von sehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und August durfte an den Lehrstunden teilnehmen. Der Kleine, so unwissend er noch war, zeigte einen ganz ungemeinen Verstand und machte im Lernen in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß jedermann darüber erstaunte. Dabei war er so bescheiden und folgsam, so gefällig und freundlich, so von Herzen fromm, daß Herr Wahl und seine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim seine Mutter zuerst in seinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß August große Lust zur Handlung zeige. Er verschaffte ihm Gelegenheit, sich alle einem Kaufmanne nötigen Vorkenntnisse zu erwerben und nahm ihn dann zu sich auf sein Arbeitszimmer. August leistete hier bald die trefflichsten Dienste, und ehe er noch das zwanzigste Jahr erreichte, war er schon im Stande, die wichtigsten Aufträge seines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte seine Geschäfte immer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee und gewann, wiewohl er sich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch sehr große Summen. Er sah es wohl ein, wie viel er der Geschicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Redlichkeit seines Pflegejohnes zu danken habe und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indessen zur lebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; sie war an Geist und Herzen ohne Tadel und ein rechtes Bild der Unschuld und Schönheit. Herr Wahl gab sie dem edlen August zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiser den Herrn Wahl und dessen Schwiegerjohn August, da beide ihm gleich große Dienste geleistet hatten, in den Adelsstand.

Augusts Schwiegereltern konnten sich des langersehnten Friedens nur wenige Jahre erfreuen. Sie wurden von August und Antonie gleich innig geliebt und bis an ihr Ende auf das zärtlichste gepflegt. Sie starben bald nacheinander mit dem Troste, diese ihre geliebten Kinder in jenen seligen Wohnungen, wo ewiger Friede herrscht, wieder zu sehen.

August, nunmehr Herr von Wahlheim, gab seine Handelsgeschäfte auf und beschloß, in Bayern oder Schwaben sich einen der Edelitze zu kaufen, die durch den Krieg verwüstet worden, und zu wohlfeilen Preisen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere angetragen. Er machte eine Reise dahin, nahm sie in Augenschein und wählte das schöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz besonders gefallen hatte. Er traf sogleich Anstalt, damit das schöne aber sehr beschädigte Schloß bald wieder hergestellt wurde und

reiste dann zurück nach Wien, seine Frau und seine zwei Kinder abzuholen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahls auf ihrem neuen Landsitze ankam und überall noch die Spuren des Elends erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde sie sehr betrübt. Denn mehrere Häuser des Dorfes waren Schutthaufen, andern drohte der Einsturz, und ganze Strecken von Aekern lagen unangebaut. „Ach, die armen, armen Leute,“ sagte Antonie mit Thränen in den Augen; „wir müssen ihnen helfen!“ August freute sich, daß seine Gemahlin eben so gesinnt war wie er und verwendete einen großen Theil seines Reichthums dazu, seinen Unterthanen in ihrer großen Armut zu Hilfe zu kommen. Er gab Bauholz her und streckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein und theilte es unentgeltlich aus. August und Antonie sahen ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häusern und reichen Kornfeldern umgeben.

Die Bauern konnten ihren neuen Gutsheern nicht genug preisen und kamen, ihm zu danken. Er aber sagte: „Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht und mich in allem wunderbar gesegnet. Es wäre Undank, wenn ich von diesem Segen andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu eurem Glücke beitragen zu können. Es giebt kein größeres Glück als andre glücklich zu machen.“



### Drittes Kapitel.

#### Das Marienbild.

Während August von Wahlheim ein reicher, vornehmer Herr geworden war, hatte seine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schicksal erfahren und ein sehr armes, jedoch bei ihrer Ergebenheit in Gottes Willen sehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem sie den kleinen August dort im Walde verloren hatte, zog sich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo sie wohnte, und feindliche Soldaten besetzten mit einennmale den Wald. Theodore verließ ihre einsame Hütte und flüchtete in das Dorf zu ihrem Bruder, dem Besitzer des väterlichen Hauses. Allein auch hier war für sie kein Bleiben. Das Dorf wurde während eines Treffens beinahe ganz in Asche gelegt und die meisten Einwohner zerstreuten sich. Auch Theodores väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder suchte irgendwo als Fischerknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schwester, die wohl zehn Stunden weit entfernt war. Die Schwester nahm sie sehr freundlich auf; sie hatte viele Kinder und Theodore half ihr dieselben erziehen. Beide Schwestern lebten zusammen in Frieden und Eintracht und erleichterten einander das Leiden, das der Krieg über beide gebracht hatte. Nach vielen Jahren er-

hielten sie aus ihrer Heimat einen Brief von dem Bruder. Er schrieb ihnen, daß seine Hausfrau gestorben sei, daß seine zwei Töchter während des Krieges sich auswärts verheiratet hätten und daß Theodore zu ihm kommen und ihm das Hauswesen führen möchte. Theodore kehrte daher wieder zurück in ihre Heimat.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, so begab sie sich in den Wald und suchte den Buchbaum mit dem schönen Bilde auf, das sie bei ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber Himmel, wie war da alles verändert! Der Weg, der einst zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Grafe und dichten Gesträuchen bedeckt. Wo ehemals nur niedriges Gesträuch aufwuchs, erhoben sich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Ästen; viele alte, große Bäume hingegen, die Theodore ehemals wohl gekannt hatte, waren verschwunden. Von ihrer armen, hölzernen Hütte war schon lange keine Spur mehr zu sehen; sogar den Platz, auf dem sie ehemals gestanden, wußte sie nicht mehr sicher zu finden. Alles umher war ein dichter, fast undurchdringlicher Wald. Theodore bemühte sich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem sie ehemals so viel geweint hatte. Sie drang durch Dornen und Dickicht und betrachtete jeden Buchbaum genau. „Wenn ich das schöne Bild auch nicht mehr finde,“ dachte sie, „so muß die leere Öffnung mir doch den Baum kenntlich machen, an dem sich ehemals das Bild befand.“

„Macht Euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter,“ sagte ein alter Mann, der im Wald dürrer Reisholz sammelte. „Ich denke, der Baum steht schon lange nicht mehr. Wie es uns bei unsrer Zurückkunft in das Dorf ging, so geht es uns auch hier im Walde; Menschen, die wir als Kinder zurückließen, sind erwachsen; die damals erwachsen waren, sind nun alte Leute; und die alten Leute jener Zeit liegen bereits alle im Grabe. Der junge Nachwuchs verdrängt die alten Bäume. Alles in der Welt geht schnell vorüber, Menschen noch schneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Stätte und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet ist, wo wir auf ewig zu bleiben haben.“ Der abgelebte Greis ging weiter und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Wahlheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald sowie das Dorf, worin Theodore jetzt lebte, gehörten zu der Herrschaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in den Wald, der Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszuteilen. Da die Waldungen sehr verwildert waren und mancher überständige Baum darin stand, so wollte er bei der Verteilung selbst zugegen sein, damit das Holz mit Nutzen geschlagen würde. Auch wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige seinen Anteil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin bestellt und schenkte bald diesem bald jenem einen Baum. Theodore war anstatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Wahlheim die Bäume verteilte, traf der Baum, an dem er jetzt stand, ihren Bruder. Sie trat näher und sagte, der gnädige Herr wolle verzeihen,

daß ihr Bruder nicht selbst komme; er sei krank und könne das Bett nicht verlassen. Herr von Wahlheim dachte nichts weniger als daß die alternde, dürftig gekleidete Frau seine Mutter sei; ebensowenig fiel es ihr ein, der gnädige Herr, der schön und blühend wie das Leben in einem feinen lichtbraunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger vor ihr stand, sei ihr Sohn. Er hatte, ohne sie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr und schenkte ihr den Baum.

Der Förster machte Einwendungen. „Für die große, schöne Buche ist es schade,“ sagte er. „Eichen und Birken sind für die armen Leute gut genug. Das Buchenholz sollte für die gnädige Herrschaft und die herrschaftlichen Diener aufgespart werden.“ Der Herr von Wahlheim sah den Förster ernsthaft an und sprach: „Nicht bloß das Schlechte, was wir verschmähen, müssen wir den Armen geben; auch das Beste sollen wir, besonders zur Zeit der Noth, mit ihnen teilen. Der Baum gehört hiemit der Schwester des kranken Mannes und überdies noch soll der Baum auf meine Kosten gefällt, das Holz zu Klastern gemacht und den armen Geschwistern vor die Thüre geführt werden. Legt nur sogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz spaltet.“

Er eilte weiter, ihr den Dank zu ersparen. Theodore sah ihm mit Thränen in den Augen nach und sagte: „Gott segne den guten Herrn!“ und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die sich in diesem Walde vor etlichen und zwanzig Jahren das letztemal gesehen hatten und sich in diesem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wiederjahen, wohl aufs neue und vielleicht auf immer voneinander getrennt worden, wenn es Gottes heilige Vorsehung nicht schöner und besser gefügt hätte.

Zwei Holzhauer legten unverzüglich die Axt an den Baum. Er stürzte mit großem Geträch zu Boden und die Männer schrien erstaunt auf: „Ein Wunder! Ein wahres Wunder!“ Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war, im Fallen zerbrochen; ein Stück von der Rinde war losgesprungen und die Männer erblickten in dem Baumstamm mit einemmale das Bild, das Theodore so lange vergeblich gesucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen frisch und lebhaft, und die im Feuer vergoldete Einfassung schimmerte im Glanze der Sonne, als wäre das Bild von hellen Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer und wußten nichts von der alten Geschichte des Bildes. „Das übersteigt unsern Verstand,“ sagten sie zu einander, „wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hineingekommen sein mag. Man sah doch außen an dem Baume keine Öffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes; es ist ein offenbares Wunder.“

Auf den Lärm, den die Männer machten, kam Herr von Wahlheim herbei, der kaum zweihundert Schritte davon noch mit Musterung der Bäume und Austeilung des Holzes beschäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand und betrachtete es. „Wirklich,“ sprach er, „es ist sehr schön; ich möchte fast sagen, ein Meisterstück! Das blasse, wehmüthige Angesicht



Das verlorene Kind.

und der rührende Blick zum Himmel sind unvergleichlich schön, auch das faustrote Gewand und der Falkenwurf des dunkelblauen Mantels sind vortrefflich gemalt. Indessen ist es leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum kam. Jrgend ein frommer Mensch schnitt eine Vertiefung in den Stamm und that es hinein. Die Kinde ist dann nach und nach, wie es bei diesen Bäumen zu geschehen pflegt, wieder darüber hergewachsen und hat das Bild so in den Baum eingeschlossen."

Allein plötzlich erblaßte Herr von Wahlheim; seine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. „Ja," sagte er, „das ist höchst wunderbar!" Er mußte sich auf den Stock des abgehauenen Baumes niedersehen, um nicht umzusinken. Denn er hatte das Bild umgewendet und auf der Rückseite die Worte gelesen:

„Im Jahre nach Christi Geburt 1632, den 10. October, sah ich hier unter diesem Baume meinen einzigen Sohn August, seines Alters fünf Jahre drei Monate, das letztemal. Gott sei mit ihm, wo er auch sei, und tröste, wie er einst Maria unter dem Kreuze getröstet hat, mich und die betrübte Mutter, Theodore Sommer."

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: „Dieses verlorne Kind war ich! Name, Jahr und Tag treffen genau zu; dieses Bild kam durch meine Mutter hierher."

Indem er dieses bei sich dachte, eilte seine Mutter herbei. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarin gewartet, mit der sie nach Hause gehen wollte, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die sich so gleich durch den ganzen Wald verbreitete, mit Erstaunen vernommen. „Ach, gnädiger Herr," rief sie, „das Bild ist mein, ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es steht noch mein Name darauf; der selige Herr Pfarrer, den ich darum gebeten habe, hat ihn darauf geschrieben. Auf mein Verlangen hat er auch die übrigen Worte beigelegt." „Ach," sagte sie weinend, indem sie den umgestürzten Baum betrachtete, „so ist also dieses die Buche, unter der mein August das letztemal noch so süß und sanft geschlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, seit ich von meiner Flucht zurückkam, an dem Baume vorbei, ohne ihn wieder zu erkennen! Der Stamm des Baumes ist noch einmal so dick geworden. O mein August, so sehe ich doch den Platz noch einmal, wo dich meine Augen zum letztenmale erblickten! Ach dich, dich sehe ich doch in diesem Leben nicht mehr! Mir ist es, als stünde ich an deinem Grabe!" Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Wahlheim, den schon der Name seiner Mutter auf dem Bilde sehr erschüttert hatte, kam fast außer sich, in der armen Frau seine Mutter nun selbst zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte schon aufspringen und sie mit dem Ausruf: „Mutter!" in seine Arme schließen. Allein er saß sich noch; es fiel ihm noch zur rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte seine Mutter töten. Er nahm sie freundlich bei der Hand, trocknete ihr mit seinem weißen Taschentuche die Thränen ab, sprach

ihr Trost ein und brachte ihr nach und nach bei, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, sie werde ihn sicher wieder sehen. Nach diesen und ähnlichen Vorbereitungen sprach er endlich das Wort aus: „Ich bin Euer verlornrer August!“ Die Mutter sank ihm mit dem einzigen Rufe: „Du!“ an die Brust und konnte vor Entzücken kein Wort weiter sprechen. Beide hielten sich lange stillschweigend umarmt. Alle Umstehenden weinten und schluchzten.

„Liebste Mutter,“ sagte Herr von Wahlheim endlich, „Gott hat Euren Wunsch für mich, den Ihr auf das Bild schreiben ließet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war und hat mich in allem reichlich gesegnet. Er hat aber auch den Wunsch, den Ihr für Euch selbst thatet, eben so treulich in Erfüllung gebracht. Er hat Euch getröstet wie er Maria tröstete, hat Euren Sohn Euch gleichsam von den Toten wieder gegeben und ihn Euch in diesem Leben noch lebend vor Augen gestellt. Er hat uns unter diesem Baume von einander getrennt und an eben der Stelle uns wieder zusammen geführt. Er hat das Bild in dem Baume sicher und treulich aufbewahrt und es im rechten Augenblick wieder zum Vorschein kommen lassen, damit wir uns unbezweifelt wieder erkennen möchten. Er hat sich auch an uns als denjenigen geoffenbart, der alle Dinge zu unserm Besten leitet.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „das hat er, der liebe, gute Gott! Er hat dich mir genommen, weil ich dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte! Er hat dich mir wieder gegeben, um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröstender und hilfreicher Engel zu sein. Alles, was er thut, ist Weisheit und Liebe. Sein Name sei gepriesen.“ Alle Umstehenden stimmten mit ein und lobten Gott laut.

Herr von Wahlheim befahl nun dem Förster, er solle dem Bruder der Theodore sagen, sie werde erst morgen nach Hause kommen und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore ersuchte ihre Nachbarin, den kranken Bruder indessen gut zu versorgen. Hierauf ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche kommen, half seiner Mutter einsteigen, setzte sich neben sie und fuhr mit ihr zurück auf sein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, mit ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erscheinen. Allein Antonie war zu edel auf so etwas zu sehen. Sie ging mit offenen Armen auf sie zu, begrüßte sie auf das freundlichste und schätzte sich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdies noch ihre zwei Enkel, Ferdinand und Marie, vorgestellt wurden, beide hold und schön und fromm und gut wie Engel, so verging sie fast vor Freude und Entzücken. „Unausprechlich,“ sagte sie, „war ehemals meine Traurigkeit; aber meine Freude ist jetzt doch noch viel größer. Ich kann nichts als weinen, anbeten und Gott danken. Guter Gott, da du schon auf dieser Welt die Leiden so in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erst bei dir im Himmel sein! Ja dort wartet gewiß eine überschwengliche Seligkeit auf uns.“

Am folgenden Morgen ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche anspannen und besuchte mit seiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore

blieb bei ihrem Bruder, bis er wieder gesund war und zog dann auf immer in das Schloß. Denn August und Antonie wollten sie durchaus bei sich haben. Für Theodores Bruder, so wie für deren Schwester, wurde indessen auf das liebevollste gesorgt. Herr von Wahlheim und seine Gemahlin waren zu vernünftig und zu gut, als daß sie ihrer armen Verwandten sich hätten schämen sollen. Vielmehr luden sie einmal alle, Eltern, Kinder und Enkel, auf einen Tag ein und gab ihnen ein Freudenfest, bei dem Mutter Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirtet wurden, entzückt und fast immer standen ihnen die Freudenthränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bei dieser Gelegenheit nach den Umständen eines jeden genau und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte einem jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichem Fortkommen in der Welt nötig war.

Das kleine Gemälde hatte Herr von Wahlheim an der schicklichsten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es soll uns,“ sagte er, „eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott sein. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bei allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden trösten als ein frommer Blick zum Himmel?“



# Die zwei Brüder.

## Erstes Kapitel.

### Vater und Mutter.

Joseph Thann war ein Mann, vor dem alle, die ihn näher kannten, Hochachtung hatten. Er gehörte zwar nur dem Stande der Tagewerker an. Seine Axt nebst einem kleinen Ackerfelde und einer Wiese war all sein Reichthum. Er hatte aber bei einem trefflichem Verstande das edelste Herz. Er war unermüdet fleißig, die lautere Ehrlichkeit und Redlichkeit, wohlwollend und dienffertig gegen alle Menschen und in seinem ganzen Betragen ohne Tadel. Seine Hausfrau Johanna glich ihm an herzlicher Frömmigkeit und Tugend und beide lebten, ungeachtet ihrer Armut, vollkommen zufrieden und in der seligsten Eintracht.

Sie hatten zwei muntere, fähige Knaben. Die größte Angelegenheit der guten Eltern war, diese ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. Als die zarten Knäblein kaum noch reden konnten, dachten Vater und Mutter schon darauf, so viel zu ersparen und zurückzulegen, als zu dem Schulgelde und zur Erlernung eines Handwerkes notwendig sein werde. Der Vater stand daher eine Stunde früher auf und machte eine Stunde später Feierabend. Er ging, sobald sich die Tageshelle zeigte, mit Axt und Säge in den Wald und arbeitete unermüdet und im Schweife seines Angesichts, bis die Sonne untergegangen war. Er gewöhnte sich das Tabakrauchen ab; anstatt zum Bier zu gehen, begnügte er sich mit Wasser oder einer Schüssel Milch. Die Mutter wußte die Haushaltung sehr gut und mit kluger Sparsamkeit zu führen, arbeitete bei den Bäuerinnen des Dorfes im Taglohne und gab nie einen Heller für unnötigen Putz aus. Viele Weiber und Mädchen im Dorfe machten die Tracht der Städterinnen nach, kleideten sich weit über ihren Stand, schafften sich alles an, was neu aufkam und lachten über sie. Sie achtete aber nicht darauf und blieb bei ihrer einfachen, altertümlichen Tracht.

Als die zwei Knaben bereits ein Jahr in die Schule gegangen waren, da wurde der Vater krank und konnte viele Wochen lang nichts mehr verdienen. Die Mutter jammerte sehr, daß der kleine Vorrat von Lebensmitteln zu Ende ging und auch ihre geringe Barschaft sehr zusammenschmolz. Der Vater war nur darüber bekümmert, daß er das Schulgeld nicht be-

zahlen könne. Die Mutter meinte, die Knaben könnten einstweilen aus der Schule bleiben, bis der Vater wieder etwas verdienen könne. „Nein,“ sagte der Vater, „lieber wollte ich meinen Sonntagsrock verkaufen als das zugeben. Geh zum Lehrer und bitt ihn Geduld zu haben, bis ich wieder gesund werde und wieder arbeiten kann.“

Die Mutter ging hin und bat ihn mit weinenden Augen. Der Lehrer war ein sehr guter, liebevoller Mann. „Gute Mutter,“ sprach er, „weinet nicht! Ich will Eure Kinder unentgeltlich unterrichten. Sie machen mir mehr Freude als Mühe; sie sind eine Zierde meiner Schule. Sie lernen so fleißig, daß sie auch anderen Schulkindern Lust dazu machen. Ich nehme von Euch keine Bezahlung mehr an, ihr müßet aber niemand davon sagen; denn viele Leute, die das Schulgeld gar wohl bezahlen können, würden sonst verlangen, ich soll es ihnen auch erlassen. Grüßt mir Euren Mann; ich wünsche, daß der liebe Gott ihn bald wieder gesund werden lasse.“

Der Vater war über diese gute Nachricht sehr erfreut. Sobald er wieder ausgehen konnte, ging er zum Lehrer, dankte ihm, daß er die Knaben so lange umsonst unterrichtet habe, versicherte ihn aber, künftig das Schulgeld richtig zu erlegen. „Laßt es gut sein,“ sagte der Lehrer; „Ihr seid ein armer Mann und habt Euren Lohn, den Ihr mit saurem Schweiß verdienen müßet selbst höchst notwendig; ich kann das Schulgeld leichter entbehren. Schafft Euch dafür nahrhafte Speisen an, damit Ihr wieder zu Kräften kommet, und Gott sei mit Euch. Es ist übrigens sehr schön, daß Ihr als ein armer Mann so viel auf die Erziehung und den Unterricht Eurer Kinder zu verwenden bereit seid. Denkt an mich, Ihr werdet an Ihnen Freude erleben.“

Der Vater war indessen immer darauf bedacht, dem guten Lehrer, der, ohne dafür bezahlt zu werden, die beiden armen Kinder so treu und eifrig unterrichtete, als die reichsten doch wenigstens irgend ein Geschenk zu machen. „Was sang ich doch an?“ sagte er einmal. „Künftige Woche ist der Geburtstag des Lehrers. Die meisten Eltern schenken ihm da etwas zum Geburtstag, obwohl sie das Schulgeld bezahlen. Wie viel mehr hätte ich Ursache, ihm ein hübsches Geschenk zu machen! Allein mit meiner Holzart läßt sich freilich nicht so viel verdienen als mein dankbares Herz wünschte. Einen treuen, fleißigen Lehrer kann ich nicht genug ehren; seine Treue und sein Fleiß sind mehr wert als Gold.“



## Zweites Kapitel.

### Die Hühne.

Die beiden Knaben wurden außer den Schulstunden fleißig zu allerlei kleinen Geschäften angehalten, die ihren Kräften angemessen waren. Im Frühlinge sammelten sie Weilchen und Schlüsselblumen, grünen Ackerjalat

und junge Hopfenprossen, im Sommer Erdbeeren und Himbeeren, im Herbst Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten; auch mußten sie besonders im Winter fleißig spinnen, so wie die Mutter, wenn sie nicht im Taglohn zu arbeiten bestellt war, jahraus und jahrein unablässig spann. Wenn die Mutter dann das gesponnene Garn jeden Wochenmarkt in die Stadt trug, so nahm sie auch die Beeren, Nüsse oder andere Früchte mit, welche die emsigen Knaben in Feld und Wald gesammelt hatten und löste dafür immer einige Groschen.

Eine Stunde von dem Dorfe Waldau, wo die Knaben wohnten, befand sich eine Glashütte, für die der Vater das ganze Jahr hindurch Holz zu spalten hatte. Der Besitzer der Glashütte, Herr Flint, war ein sehr reicher Mann. Die Knaben trugen von ihren Erdbeeren und Himbeeren am liebsten dahin, weil der freigebige Herr oder seine edle Frau das Körbchen voll Beeren immer zwei- oder dreifach bezahlten.

Eines Tages kam nun Johannes, der ältere Knabe, mit einem Körbchen voll Erdbeeren wieder dahin. Während Frau Flint die Erdbeeren in eine flache Schüssel von Porzellan ausleerte, trat Herr Flint mit einem Briefe in der Hand eilig in das Zimmer, riß die hohen Glashütten eines Wandkastens auf, in dem er die schönsten geschliffenen Trinkgläser zum Verkaufe aufbewahrte, nahm ein kostbares Kristallglas heraus und rief verdrießlich: „Das ist ein verwünschter Streich!“

Die Frau sagte: „Was hast du denn?“ „Ah,“ sagte er, „der Engländer, Herr Arthur Benjamin Clark hat dieses Glas da mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bestellt und nun läßt er es wieder abbestellen. Der Lord, schreibt der Gastwirt, bei dem er wohnte, habe plötzlich abreisen müssen und nach London dürfe man ihm das Glas nicht nachschicken. Was fange ich nun mit dem herrlichen Glase an? Es kann mir nun zehn Jahre dastehen bis jemand kommt, auf dem die drei Anfangsbuchstaben passen.“

„Es sind gerade die ersten drei Buchstaben im ABC,“ sagte der kleine Johannes.

„Das ist eben recht einfältig,“ sprach Herr Flint, „ich möchte das Glas in Stücke schlagen.“

„Ei,“ sagte Johannes, „schenken Sie es lieber mir! Ich will Ihnen dafür den ganzen Sommer hindurch die Erdbeeren und Himbeeren umsonst liefern und so das schöne Glas abverdienen!“

„Bist du toll, Knabe?“ rief der Herr. „Ein so kostbares Glas taugt nicht in deine arme Hütte.“

„Ich wünschte das schöne Glas nicht für mich zu haben,“ sagte Johannes. „Ich würde es unserm Herrn Lehrer zu seinem Geburtstag verehren.“

„Du meinst wohl,“ sprach Herr Flint, „weil ihm das ABC, das er den Bauernkindern einprägen muß, so viel zu schaffen macht?“

„Nein,“ sprach Johannes, „nicht deswegen, sondern weil die drei Buchstaben ABC gerade die Anfangsbuchstaben seines Namens sind. Er heißt August Benedikt Christlieb.“

„Das ist ein herrlicher Einfall von dem Knaben,“ rief die Frau und klatschte in die Hände. „Schenke ihm also das Glas. Er ist ein sehr verständiger, wackerer Knabe.“

„Du hast recht,“ sprach der Herr. „Mir wäre der Gedanke nicht eingefallen. Nun, weißt du was, Johann? Ich und meine Frau schätzen den trefflichen Herrn Lehrer sehr hoch. Er hat ehemals unsern leider zu frühe verstorbenen Kindern zu unsrer großen Zufriedenheit besondere Lehrstunden gegeben. Ich möchte um alles in der Welt den edlen Mann nicht um die Freude bringen, die du ihm zu machen gedenkst. Ich schenke dir das Glas aber unter der Bedingung, daß du es ihm gewiß als ein Geschenk zu seinem Geburtstage überreichst.“

Der Herr nahm aus der untern Schublade des Kastens ein zierliches Futteral von grünem Saffian mit goldenen Verzierungen, verschloß das Glas darin, das genau hineinpaßte, und gab es dem Knaben. Johannes küßte dem Herrn und der Frau die Hand und lief mit dem herrlichen Geschenke voll Freude nach Hause.

Die Mutter saß wie gewöhnlich an ihrem Spinnrädlein. „Sieh doch, Mutter,“ rief Johannes, „was ich da für ein wunderschönes Glas aus der Glashütte bringe! Das giebt ein prächtiges Geschenk zu dem Geburtstage des Herrn Lehrers.“

„Um Himmelswillen,“ rief die Mutter, „was denkst du, daß du eine so kostbare Ware aussuchst? Wir können das Geld in unserm Leben nicht bezahlen. Es ist sechs bis acht Kronenthaler wert; ich sah schon dergleichen Gläser verkaufen. Den Augenblick trag das Glas wieder hin und bitte den Herrn Flint um Verzeihung wegen deines Unverständes.“

Johannes erzählte aber, wie er zu dem Glase gekommen sei und die Mutter war nun voll Freude.

Als es bereits dunkel war, kehrte der Vater mit Jakob, dem andern Knaben, der ihm das Mittagessen in den Wald hinausgetragen und ihm bei der Arbeit geholfen hatte, zurück nach Hause. Johannes sprang ihnen sogleich voll Freude entgegen und rief: „O kommt doch und seht, was für ein prächtiges Glas mir Herr Flint geschenkt hat, das ich nun dem Herrn Lehrer verehren werde.“

„Das wird den Herrn Lehrer freuen,“ sagte Jakob. „Mich freut es noch mehr,“ sprach der Vater und ließ sich von dem Knaben erzählen, wie Herr Flint auf den Gedanken gekommen sei, ihm ein so kostbares Geschenk zu machen.

Der Vater trat in die dunkle Stube. Die Mutter zündete sogleich ein Licht an, damit der Vater das schöne Glas beschaun könne. „Es ist das reinste Kristallglas,“ sagte der Vater, „das ich je gesehen habe. Die drei Buchstaben sind so kunstreich eingeschliffen, als wären sie aus Diamanten zusammengesetzt. Auch der Kranz von Eichenlaub, der sie umgiebt, ist wunderschön. Das ganze Glas ist ein Meisterstück von geschliffener Arbeit.“

„Und seht nur,“ rief Jakob, „wie schon bei dem Scheine des kleinen Lichtes alle Farben des Regenbogens spielen! Wie herrlich wird es erst im Glanze der Sonne funkeln!“

„Es ist eine Pracht,“ sagte der Vater. „Der Herr Lehrer wird so verwundert als erfreut sein. Ich armer Mann habe mir schon lange den Kopf zerbrochen und die Sorge nagte mir am Herzen, wie wir dem guten Herrn Lehrer seine viele Mühe doch auch ein wenig vergelten könnten! Nun hat mir der liebe Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen. Er sorgt doch für alles! Das ärmste Paar Knaben in der Schule wird nun sicher dem Lehrer das reichste Geschenk überreichen.“

Die Mutter kaufte auf dem Wochenmarke in der Stadt für etliche Kreuzer ein Teller von Steingut. In ihrem kleinen Gärtchen am Hause hatte sie einige Blumen, besonders schöne rote Rannunkeln, die in diesem Jahre vorzüglich geraten waren. Sie flocht am Morgen des erfreulichen Geburtstages einen Blumenkranz, legte den Kranz, dem die dunkelroten, gefüllten Rannunkeln zur großen Zierde dienten, auf das weiße, reine Teller und stellte das Glas in die Mitte des Kranzes, damit die Knaben es dem Lehrer überreichten. Beide Knaben stritten darum, wer das Glas tragen dürfe. „Ich habe es geschenkt bekommen,“ sagte Johannes; „mir gebührt die Ehre, es zu überbringen.“ „Ja, was soll ich dann tragen?“ sagte Jakob mit Thränen in den Augen. „Du darfst das schöne, grüne, vergoldete Futteral tragen,“ sagte die Mutter, und damit gab sich der Kleine zufrieden.

Der Lehrer erschrak anfangs, als er das prächtige Glas erblickte. „Es freut mich zwar,“ sprach er, „daß ihr so dankbar seid; allein es thut mir in der Seele weh, daß eure armen Eltern sich in so große Kosten verjert haben.“

„Das Glas kostet uns keinen Heller,“ sagte Johannes und erzählte, wie er es bekommen habe. Nun heiterte sich das wehmütige Gesicht des Lehrers auf und glänzte vor Freude. Er bewunderte das Glas, freute sich der eingeschliffenen Buchstaben, hielt das Glas gegen das Licht und sagte: „O wie hell und rein! Ein heller Verstand und ein reines Herz ist mehr wert als das größte Glück auf Erden, das so zerbrechlich ist als Glas. Daran soll mich dieses schöne Andenken immer erinnern. Diese zwei Wörtchen: „Hell und rein!“ waren immer mein Wahlspruch. Hell und rein sei auch ferner das Ziel, wonach ich, ihr zwei Knaben und alle meine Schüler und Schülerinnen beständig streben sollen. Ihr wißt ja den schönen Reim auswendig:

Lieber Gott, laß hell und rein  
Aller Menschen Seele sein!



### Drittes Kapitel.

#### Die Schüler.

Herr Flint hatte durch den thätigen Betrieb seiner Glashütte und seiner vielen übrigen Handelsgeschäfte seinen Reichthum sehr vermehrt. Er

kaufte das Schloß Waldbau mit der dazu gehörigen Herrschaft und wurde nunmehr Herr von Flint auf Waldbau genannt. Das Dorf, das von dem Schlosse den Namen hatte, war der bedeutendste Ort der Herrschaft.

Herr von Flint war ein so verständiger als wohlthätiger Mann. Er machte in seiner neuen Herrschaft manche gute Einrichtung. Unter vielem andern richtete er seine Aufmerksamkeit besonders auf die Schule. Eines Tages im Winter, da es heftig schneite und stürmte, kam er ganz unerwartet in die Schule. Der Herr Pfarrer, der die Schule täglich besuchte, war eben zugegen, und die Kinder sangen gerade ein Winterliedchen. Alle Kinder standen ehrerbietig auf. Herr von Flint grüßte zuerst den Herrn



Pfarrer und den Herrn Lehrer und dann die Kinder sehr freundlich. Er bezeugte seine Freude über den Gesang und bat, das Liedchen noch einmal zu singen. Hierauf ging er von Bank zu Bank, redete mit den Kindern, fragte nach den Namen ihrer Eltern, die er meistens kannte und erkundigte sich nach deren Wohlsein. Als er den Johannes und den Jakob Thann erblickte, lächelte er und sagte zu ihnen: „Wir sind schon alte Bekannte; ihr seid ja meine kleinen Erdbeer- und Himbeerlieferanten. Doch nun möchte ich auch hören, was ihr Kinder gelernt habt. Legen Sie ihnen,

mein lieber Herr Pfarrer, einmal einige Fragen aus dem Religionsunterrichte vor.“ Der Herr Pfarrer fragte bald dieses bald jenes Kind, und die Kinder antworteten trefflich.

Die Kinder mußten nun lesen. Sie lasen nicht nur sehr richtig, sondern auch deutlich und mit Ausdruck, nicht so in einem singenden Tone wie man aufzusagen pflegt, sondern so lebhaft und natürlich wie man spricht und im Gespräch seine Verwunderung, seine Freude, seinen Unwillen oder andere Empfindungen auszudrücken pflegt.

Während die Kinder lasen, nahm Herr von Flint die Schriften, die auf dem Tische lagen, in die Hand und durchsah sie. „Mit eurer Kunst im Schönschreiben,“ sprach er, „bin ich sehr wohl zufrieden; „nun möchte ich aber auch sehen, wie es mit dem Rechtschreiben steht. Ich will euch einige Reime diktieren, die ich noch aus meinen Kinderjahren im Gedächtnis behalten habe. Schreibt einmal an die schwarze Tafel!“ Er bezeichnete vier Knaben, die aus den Bänken hervortreten sollten! „Nun schreibt,“

sagte er; „aber jeder nur eine Zeile.“ Er sprach ihnen die Worte langsam und deutlich vor, und sie schrieben:

„Unschuld und Freude  
Sind innig verwandt,  
Es knüpfet sie beide  
Ein himmlisches Band.“

Die Knaben hatten die Reime ganz ohne Fehler geschrieben. Jakob und Johannes aber am schnellsten und schönsten.

Nun mußten auch vier Mädchen schreiben. „Du Katharine,“ sprach er zur kleinsten unter ihnen, die aber sehr geschickt war, „fang an, und ihr übrigen fahrt dann fort:

„Dem kleinen Weilchen gleich,  
Das im Verborgenen blüht,  
Sei immer fromm und gut  
Auch wenn es niemand sieht!“

Auch die Mädchen schrieben sehr fertig und zierlich und beinahe ohne einen Fehler.

„Setz,“ sprach Herr von Flint, „will ich einmal versuchen, ob es mir auch so gut gelingt. Du Johannes Thann, gib mir einmal einen Reim an; du wirst wohl einen auswendig wissen?“ Johannes bildete sich nicht wenig darauf ein, dem gnädigen Herrn diktieren zu dürfen; dieser aber schrieb mit Vorsatz äußerst fehlerhaft. Die Kinder merkten sogleich, daß er nur scherze und fingen an zu lachen. Bei manchem neuen Fehler riefen sie: „Oh! oh!“ und lachten aufs neue. „Nun,“ sprach er, „da ihr es besser wisst, so durchstreicht einmal die fehlerhaften Buchstaben, jedes von euch aber nur einen. Da ist die Kreide! Jedes der Kinder, so wie ihr der Reihe nach hier in den Bänken sitzt, trete vor und bringe seinen Strich an.“ Die Kinder bezeichneten jeden Fehler richtig mit einem Striche und sagten zugleich, warum es gefehlt sei.

„Nun wohl,“ sprach er; „du Jakob Thann schreibe unter die unrichtig geschriebenen zwei Zeilen nun den Reim so, wie er geschrieben sein soll!“ Jakob schrieb den Reim ganz richtig ins Reine:

„Gott ist die laute Lieb' und Güte,  
Liebt ihn mit freudigem Gemüte.“

„Nun möchte ich wissen,“ sprach Herr von Flint, „ob ihr auch rechnen könnt?“ Die Kinder mußten zuerst einige Beispiele aus dem Kopfe berechnen. Sie thaten es zu seiner Verwunderung sehr schnell und immer ganz richtig. Hierauf ließ er sie einige Aufgaben an der Tafel berechnen und fand an ihrer Fertigkeit ganz ungemeines Vergnügen.

„Aber jetzt noch eins,“ sprach er. „Dort an der Wand hängt wie ich sehe eine Landkarte; ich kann aber nicht recht sehen von welchem Lande.“ „Von Deutschland,“ riefen die Kinder. „Das kann ich kaum glauben,“ sprach er. „Sollte Deutschland so aussehen? Ich sehe ja nirgends Berg und Thal, keinen Baum, kein Haus und keinen Kirchturm.“ „Darum ist

es kein Gemälde, kein Bild," sagte Johannes. "Wenn man Deutschland mit seinen Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern so im kleinen abmalen könnte, das müßte unvergleichlich schön anzusehen sein! Allein das Blatt da ist bloß eine Karte, ein Grundriß."

"So, wohl," sprach Herr von Flint; "allein was ist denn eigentlich eine Landkarte und was kann man darauf sehen? Wißt ihr das?"

Der Herr Pfarrer sprach: "Sie wissen wohl gar eine kleine Landkarte zu entwerfen." Der Lehrer machte in die Mitte der Tafel einen Punkt und sprach: "Wir nehmen an, hier liege das Schloß Waldau. Wo liegt nun wohl das Dorf Waldau?"

Ein Knabe bezeichnete die Stelle mit einem Punkt. "Von dem Schlosse bis zum Dorfe ist eine Viertelstunde," sagte der Lehrer. "Wo und wie weit entfernt wird nun wohl die Glashütte anzudeuten sein?"

"Hier rechts?" sagte Jakob, und setzte den Punkt viermal so weit von dem Dorfe Waldau als das Schloß davon entfernt war. Der Lehrer ließ nun die Stellen andeuten, wo die Weiler Forstheim und Anweiler, die Mühle, der Auhof und die übrigen Orte der Herrschaft lagen. "Aber eins haben wir noch vergessen," sagte der Pfarrer, "das Jägerhaus; ich will also den Punkt rechts hieher setzen." "D nicht doch," riefen alle Kinder. "Das liegt ja auf der entgegengesetzten Seite der Glashütte, aber dem Dorfe um eine Viertelstunde näher. Hieher links muß der Punkt kommen."

"Du, Johannes," sprach nun Herr von Flint, "du warst schon öfters in der Stadt; bezeichne die Stelle, wo sie liegt." "Das geht nicht an," sagte Johannes; "die Stadt ist fast drei Stunden von hier entfernt; es ist dazu kein Raum mehr auf der Tafel." "Könntest du," fragte Herr von Flint, "nicht wenigstens die Straße andeuten, die dahin geht?" Johannes zog durch die ganze Tafel zwei feine gerade Linien, die Landstraße zu bezeichnen, die durch die Herrschaft nach der Stadt führte.

Der Herr Pfarrer sagte: "Du, Jakob könntest du nicht auch den Bach bemerken, der an unserm Dorfe vorbeifließt?" Jakob zog eine schlängelnde Linie von einem Ende der Tafel zum andern, an der Glashütte, zwischen dem Schlosse und Dorfe und an der Mühle vorbei, und bezeichnete mit zweifachen kleinen Querstrichen die Brücken und mit einfachen Strichlein die Stege, die darüber gingen.

"Aber," sprach Herr von Flint, "wenn jemand in die Schule hereinkäme, so würde er nicht wissen, was ihr da alles gemacht habt. Wer könnte wissen, was alle die wenig bemerkbaren Punkte bedeuten sollen?" Die Knaben umgaben nun die Punkte, damit sie deutlicher in die Augen fielen, mit Ringchen und schrieben überall die Namen bei: Schloß Waldau, Dorf Waldau, Anweiler, Glashütte und so die übrigen Namen.

"Schön," sagte Herr von Flint; "man sieht nun wohl, wie die Orte heißen und daß sie mehr oder weniger von Waldau, eurem Wohnorte, entfernt sind. Man sieht aber nicht, wie viel diese Entfernungen betragen, ob es zum Beispiel bis zur Glashütte eine halbe oder ganze Stunde sei. Wißtest du wohl, Johannes, wie das anzuzeigen wäre?" "D ja," sagte

Johannes, „mit einem Meilenzeiger.“ Er zog unten an der Tafel eine gerade Linie und sprach: „Sie deutet, obwohl sie nur einige Spannen lang ist, eine Länge von einer Meile oder zwei Stunden an.“ Er theilte sie mit kleinen Querstrichen, um die Entfernungen von halben und ganzen Wegestunden anzudeuten. „Da kann man nun leicht abnehmen,“ sagte er, „wie weit ein Ort vom andern entfernt ist.“ Es gefiel dem Herrn von Flint sehr wohl, daß die Kinder eine so artige Karte von seiner Herrschaft entwerfen konnten.

Der Lehrer machte von dieser kleinen Karte nun die Anwendung auf die Karte von Deutschland. Er nahm sie von der Wand und hing sie an die schwarze Tafel. Aus dem bloßen Anblicke der Karte konnten die Kinder angeben, aus welchen Königreichen, Herzogthümern und Fürstenthümern Deutschland bestehe, welches deren Grenzen und Hauptstädte seien. Sie nannten die vorzüglichsten Flüsse Deutschlands und die daran liegenden Städte. Sie konnten sagen, nach welcher der vier Weltgegenden sie reisen müßten, um von Waldau nach München, Stuttgart oder Karlsruhe, nach Wien, Dresden oder Berlin zu wandern und durch welche Städte sie kommen würden. Mit Hilfe des Meilenzeigers und eines Zirkels wußten sie auch die Entfernungen dieser Städte von einander zu finden. Was man auf der Karte nicht sehen kann, hatte der Lehrer ihnen mündlich gesagt, wie viele Einwohner und welche Merkwürdigkeiten jede der bedeutenderen Städte habe, welche Gewerbe da blühen und was jedes Land hervorbringe. Er fragte die Kinder nun darüber, und sie beantworteten auch diese Fragen sehr gut.

Herr von Flint fragte, ob die Kinder auch etwas von der Naturkunde und Naturgeschichte gelernt hätten? „So viel,“ sprach der Herr Pfarrer, „als sich bei der beschränkten Zeit und ohne eigentliches Lehrbuch lehren ließ. Ich habe da meine eigene Ansicht und benützte die heilige Schrift dazu, von der die Kinder einen Auszug in Händen haben.“

„Nun,“ sagte Herr von Flint, „da möchte ich doch hören, wie Sie das gemacht haben?“ Der Pfarrer sprach: „Die Bibel ist die beste Auslegung der Natur; die Worte Gottes verbreiten das schönste Licht über die Werke Gottes. Sogleich die Geschichte von Erschaffung der Welt ist ein großes, lebendiges Gemälde von Himmel und Erde; es giebt uns einen umfassenden Überblick von Licht und Luft, Wasser und Land, von Sonne, Mond und Sternen, von Gras, Kräutern und Bäumen, von Landtieren, Vögeln, Fischen und den übrigen Tieren. Wie herrlich zeigt die Schöpfungsgeschichte, in welchem Verhältnisse der Mensch zu seinem Schöpfer und der ganzen Schöpfung stehe? Der Mensch ward nach Gottes Ebenbild geschaffen und die Erde mit allem, was darauf ist, ihm unterworfen. Dem ersten Menschen wurden Baumfrüchte zur Nahrung angewiesen und ihm die Tiere vorgeführt. Dann zeigt die heilige Schrift weiter, wie die Menschen das Feld bauten, Tiere zähmten oder jagten, das Eisen und die Metalle bearbeiteten und sich so die ganze Erde unterthan machten. Wie viel Lehrreiches kann ein weiser Lehrer über das alles vorbringen! In der heiligen Schrift kommen unzählige Fingerzeige vor, wie wir die einzelnen Werke

Gottes, den Menschen und die Pflanzen und die Tiere betrachten sollen." Welch ein tiefer Sinn liegt in dem Ausspruche: „Der das Auge gebildet hat, sollte er nicht sehen? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte er nicht hören?“ Wie lieblich sind die Worte Jesu: „Betrachtet die Lilien des Feldes! Betrachtet die Vögel unter dem Himmel!“ Wie schön ist die Auslegung, die er selbst davon macht! Sogar zur Ameise werden wir in die Schule geschickt, um Weisheit zu lernen.“

„Und welch schöne Gleichnisse hat Christus der Herr von allem, sowohl dem Größten als Kleinsten in der Natur hergenommen, zum Beispiele von einem Getreidekörnlein?“ Der Pfarrer stellte an die Kinder zuerst einige Fragen über das, was wir an einem Getreidekörnlein mit Augen wahrnehmen und wie wir die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes daran bewundern können. Er wußte sie durch Fragen sehr geschickt darauf zu leiten, daß Halm und Ähre, die aus dem Körnlein hervorkommen, schon auf eine wunderbare, höchst kunstreiche Weise darin verborgen sein müssen; daß ein einziges Körnlein eine unausdenkliche, nicht zu berechnende Menge von Körnern hervorbringen könne und wie diese gewaltige, sich immer erneuende Kraft von der Allmacht Gottes zeuge; daß diese Wunder der Weisheit und Allmacht Gottes uns zugleich seine große Güte verkünden, indem durch die kleinen, unansehnlichen Getreidekörnlein Millionen von Menschen sich nähren und ihr zeitliches Leben erhalten. Der Pfarrer fragte hierauf die Kinder, welches die schönen Gleichnisse Jesu seien, die er von einem Samentkörnlein hergenommen; wie wir daran lernen sollen, was wir zu thun haben, damit Gottes Wort in unserm Herzen wurzle und Früchte bringe und wir das ewige Leben erlangen; und wie uns das Weizenkörnlein auch ein Sinnbild sei von Tod und Leben, Grab und Auferstehung.“

„Das alles ist freilich besser, lehrreicher und bildender,“ sagte Herr von Flint, „als die Namenverzeichnisse von Pflanzen und Tieren, worauf sich die Elementarschulen auf dem Lande meistens beschränken müssen, was aber den Namen einer Naturgeschichte nicht verdient.“

„Bei dieser Veranlassung,“ sagte er weiter, „fällt mir eine Antwort ein, die einmal in einer Prüfung ein Kind gegeben hat und die mir sehr wohl gefiel. Nachdem viel gefragt worden über die drei Reiche der Natur, das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Tierreich, wurde gefragt: „In welches Reich gehört nun der Mensch?“ Ein Kind antwortete: „In das Himmelreich.“ Darauf sollte sich auch in der That aller Unterricht beziehen.“

Herr von Flint lobte nun den Lehrer, bezeugte den Kindern seine Zufriedenheit und ermunterte sie zu fernerm Fleiße. „Ich weiß wohl,“ sprach er, „daß der Herr Pfarrer euch öfter beschenkt, um euch noch mehr Lust zum Lernen zu machen. Er hat aus seinem großen Baumgarten manchen schönen Korb voll Äpfel, Birnen oder Pflaumen hieher bringen lassen und sie unter euch verteilt. Gegenwärtig habe ich nichts bei mir, was ich euch geben könnte; allein bei der nächsten Schulprüfung werde ich den fleißigsten Schülern und Schülerinnen schöne Bücher als Preise austheilen lassen.“ Er hatte bemerkt, daß einige Kinder zwar reinlich, aber

sehr dürftig gekleidet und wirklich sehr arm seien. Daher fügte er noch bei: „Überdies werde ich die ärmsten Kinder, die sich durch Fleiß und Wohlverhalten auszeichnen, neu kleiden lassen und den armen Knaben, die ein Handwerk lernen wollen, einen Beitrag zum Lehrgelde, den Mädchen aber zu ihrer künftigen Ausfertigung geben.“

Die Kinder kamen voll Freude nach Hause und erzählten den Eltern, daß der gnädige Herr in die Schule gekommen sei und wie er sie gelobt und was für schöne Versprechungen er ihnen gemacht habe. Die Kinder besuchten die Schule mit neuem Eifer und lernten noch viel fleißiger als zuvor. Auch Johannes und Jakob erzählen zu Hause, was der gnädige Herr in der Schule gesagt habe. „Das wäre ein großes Glück,“ sagte die Mutter, „wenn ihr zur Belohnung eures Fleißes bessere Kleidung und einen Beitrag zum Lehrgelde erhalten könntet.“ Die Mutter drang bisher sehr darauf, daß die zwei Knaben den ganzen Winter hindurch abends fleißig spannen und sah es nicht gern, wenn sie bei den Büchern saßen oder schrieben, rechneten oder auswendig lernten. Jetzt aber ließ sie es gern geschehen und sagte: „Wenn es euch gelingt, die versprochenen Preise zu erhalten, so haben wir mehr Nutzen davon als ihr mit Spinnen verdienen könnt.“ „Und wenn sie,“ sprach der Vater, „auch keinen Preis erhielten, so brächte das Lernen ihnen für ihr ganzes künftiges Leben dennoch mehr Nutzen als die wenigen Groschen, die sie den Winter hindurch mit Spinnen verdienen könnten.“



## Viertes Kapitel.

### Die Lehrlinge und Gesellen.

Nachdem die beiden Knaben Johannes und Jakob durch Herrn von Flint neu gekleidet waren, zogen auch Vater und Mutter ihre Sonntagskleider an, und der Vater sagte: „Kinder, laßt uns nun miteinander in das Schloß gehen und dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau unsern Dank bezeigen. Als sie in das Zimmer traten, sagte die Frau, jedoch um die Kinder nicht eitel zu machen, in französischer Sprache zu ihrem Gemahl: „Die zwei Knaben sind in der neuen Kleidung noch einmal so hübsch. Der größere mit seinen dunklen Haaren gleicht seinem Vater und der kleinere der Mutter. In der That, es sind ein paar recht schöne, allerliebste Knaben!“

„Und was noch mehr ist,“ sagte der Herr in eben der Sprache, „sie sind zwei recht brave, fleißige, gutartige, hoffnungsvolle Knaben. Wie wäre es, wenn wir ihnen nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde machten, sondern es sogleich ganz bezahlten?“

„Damit bin ich ganz einverstanden,“ sprach die Frau. „Wir wollen die Liebe, die wir zu unsern so frühe verbliebenen zwei Söhnen hatten,

diesen zwei Knaben und andern armen Kindern zuwenden. Ich will deshalb gern auf die goldnen Ohrringe mit Diamanten, die du mir kaufen willst, Verzicht leisten. Ich habe ja ohnehin Schmuck genug; das Geld wird so besser angewandt sein."

"Nun, wie steht es," sagte hierauf Herr von Flint zu dem Vater, "seid Ihr nicht gesonnen, Eure zwei wackeren Knaben Handwerke lernen zu lassen?"

"Ich bin zwar," sagte der Mann, "mit meinem Stande, wiewohl ich sowie mein seliger Vater nur ein Holzhacker bin, vollkommen zufrieden. Da aber der liebe Gott meinen zwei Söhnen gute Talente gegeben hat, so meine ich freilich, sie könnten Handwerke lernen, wozu mehr Geschicklichkeit als zum Holzhacken gehört und die auch einträglicher sind."

"Habt Ihr," sprach Herr von Flint, "auch schon darauf gedacht, welche Handwerke Ihr Eure Knaben lernen lassen möchtet? Wozu hätten sie wohl Lust?"

"Mein Johannes da," sagte der Vater, "möchte gern ein Schreiner werden. Es befindet sich in der nächsten Stadt ein trefflicher Schreiner, ein gar rechtschaffener, christlicher Mann. Es ist der Meister Blank, der auch schon hier im Schlosse gearbeitet hat. Er kommt zu Zeiten heraus in den Wald, um Holz zu seinen Arbeiten zu kaufen. Ich habe ihn schon so manchen schönen Kirchbaum ausfindig gemacht und ihm denselben gezeigt. Der Herr Förster schickte einmal den Johannes mit einem Brieflein an ihn in die Stadt. Dem Knaben gefiel es in der Werkstätte sehr wohl, und er will seit der Zeit nichts anders werden als ein Schreiner. Der Meister wäre auch sehr geneigt, ihn in die Lehre zu nehmen."

"Nun wohl," sprach Herr von Flint; "und was möchte denn Euer jüngerer Sohn, der Jakob, einmal werden?"

"Der," sagte der Vater, "hat die größte Lust zum Drechslerhandwerke. Die Mutter schickte ihn einmal mit ihrem schadhaften Spinnrädlein zum Dreher in die Stadt. Der Knabe sah dem Dreher zu und war über diese sinnreiche Kunst wie er sie nannte, ganz erstaunt und entzückt und sagte zu dem Meister: "Ich möchte von der Welt nichts lieber werden als ein Drechsler." Der Meister hatte Freude an dem Knaben und zeigte Lust, ihn in die Lehre zu nehmen. Auch dieser Meister, den ich hier im Walde kennen gelernt, ist ein sehr braver Mann."

"Das alles, was Ihr mir da gesagt habt, ist erwünscht," sprach Herr von Flint. "Nun hört einmal! Ich will für die beiden Knaben nicht bloß einen Beitrag zum Lehrgelde geben; ich und meine Frau sind bereit, es ganz zu bezahlen. Redet mit den Meistern und macht mit ihnen die Sache auch wegen des Lehrgeldes sogleich richtig."

Beide Knaben und die Mutter küßten unter vielen Thränen dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand. "Ich und meine Söhne," sagte der Vater, "werden Euren Gnaden so lange wir leben für eine so große Wohlthat dankbar sein, und der liebe Gott wird sie ihnen vergelten."

Sogleich am folgenden Tage begab sich der Vater mit den beiden Knaben in die Stadt. Beide kamen in die Lehre. Sie faßten alles sehr

gut, griffen jede Arbeit mit Lust an, waren unermüdet fleißig und wurden sehr geschickt. Sie besuchten auch, so viel es ihre Arbeiten gestatteten, die Gewerbeschule und den Unterricht im Zeichnen und gehörten auch da unter die ausgezeichnetsten Schüler. Dabei waren sie recht fromme Knaben, willig, wohlgesittet, und ihre Aufführung war ohne allen Tadel. Ihre Meister hatten Freude an ihnen und konnten sie nicht genug loben.

Als beide ausgelernt hatten und Gesellen geworden, sagte Johannes zu Jakob: „Du, Bruder, dem gnädigen Herrn, der uns eine so große Wohlthat erwiesen hat, müssen wir doch eine kleine Freude machen. Er ist ein ungemeiner Liebhaber vom Schachspiele. Ich will in den Stunden, in denen ich von Arbeit frei bin, ein recht schönes Schachbrett für ihn verfertigen. Drehe du in deinen Freistunden die Figuren dazu. Du hast schon viele Duzende gemacht; du wirst gewiß recht schöne zu stande bringen.“

„Das ist ein guter Einfall,“ sagte Jakob, „das wollen wir thun. Aber für die gnädige Frau sollten wir auch etwas machen. Sie hat Freude am Spinnen. Ich dachte daher schon daran, ihr ein recht hübsches Spinnrädchen von meiner Arbeit zu verehren.“

„Das ist schön,“ sagte Johannes, „das thu, und ich werde für die gnädige Frau ein so niedliches Arbeitstischchen verfertigen, als ich nur immer zu stande bringen kann.“

Nach einiger Zeit begaben sich beide mit ihren Arbeiten, die trefflich ausgefallen waren, in das Schloß. Sie ließen sich zuerst bei dem gnädigen Herrn melden und wurden sogleich vorgelassen. Sie ließen das Arbeitstischchen und das Spinnrädchen einstweilen in dem Vorzimmer stehen und traten ehrerbietig in das Zimmer des Herrn von Flint. Johannes hatte das Schachbrett unter dem Arme und Jakob hielt die schöngedrehte Kapsel mit den Schachfiguren in der Hand. Johannes führte das Wort und sagte: „Wir Brüder kommen, Euren Gnaden eine geringe Probe unserer Arbeiten und einen kleinen Beweis unserer Dankbarkeit zu bringen.“

Der Herr von Flint war sehr freundlich, betrachtete das Schachbrett mit großem Wohlgefallen und sagte: „Das ist ja aus dem schönsten weißen und braunen Holze von Ahorn und Nußbaum und so schön poliert, daß es glänzt wie ein Spiegel.“ Er legte das Brett auf den Tisch, nahm die Schachspielfiguren aus der Kapsel und stellte sie sogleich auf. „Sie sind unvergleichlich,“ sagte er; „sie sind so schön weiß und schwarz als wären sie von Elfenbein und Ebenholz und so fein und zierlich gedreht, daß sie kaum schöner sein könnten. Es ist doch schön, wenn man etwas gelernt hat. Es macht mir Freude, daß ihr so geschickt geworden. Was doch der Fleiß vermag! Ich hätte nie gedacht, daß ihr mich so reichlich würdet beschenken können. Aber meiner Frau müßet ihr nun auch eine kleine Arbeit von eurer Hand zum Geschenke machen!“

„Wir haben auch für die gnädige Frau ein paar kleine Geschenke mitgebracht,“ sagte Johannes. „Sie stehen draußen im Vorzimmer.“ Herr von Flint ging sogleich hinaus und lobte das hübsche Spinnrädchen und das schöne Arbeitstischchen sehr. „Meine Frau wird sich freuen,“ sagte er; „überbringt ihr sogleich die schönen Arbeiten.“ Frau von Flint

wurde durch die schönen Arbeiten überrascht. Sie betrachtete bald das Tischchen bald das Mädchen mit Entzücken und lobte beides ganz ungemein. „Eure Geschicklichkeit,“ sprach sie, „freut mich so sehr als eure Dankbarkeit. Bei euch trifft das Sprüchlein ein, das ihr in der Schule gelernt habt: Ein edles Herz und eine geschickte Hand haben den Preis im ganzen Land.“



Jetzt trat Herr von Flint mit seinem Schachbrette und dem Schachspiele in das Zimmer und sagte zu seiner Gemahlin: „Da sieh einmal, was ich Schönes bekommen habe! Das Geld, das wir an die zwei Jünglinge angewandt haben, war sehr wohl angebracht.“

„Nun werdet ihr euch,“ sprach er zu ihnen, „wohl bald auf die Wanderschaft begeben? Nicht so? Ich finde das sehr nötig. Denn ich wünsche, geschickte Handwerker in meine Herrschaft zu bekommen.“

Sie sagten, daß sie noch ein Jahr bei ihren Meistern bleiben

würden, um sich noch mehr Fertigkeit und Gewandtheit in dem Handwerke zu erwerben und sich ein Reisegeld zu ersparen; dann aber wollten sie in die Fremde gehen.

„Nun wohl,“ sprach Herr von Flint. „Ich werde mich künftigen Winter mit meiner Frau nach Frankfurt begeben und dort werde ich für euch beide die besten Meister ausfindig machen. Ihr sollt weitere Nachricht erhalten. Auch werden wir, was euch an der nötigen Ausstattung für die Reise dann noch abgehen sollte, euch anschaffen, damit ihr dort mit Anstand erscheinen möget.“

Beide Jünglinge küßten voll der innigsten Dankbarkeit dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau die Hand, eilten nach Hause und riefen: „Lieber Vater, liebe Mutter! Nun habt Ihr wieder eine Sorge weniger, die Euch schon lange das Herz schwer gemacht! Die gnädige Herrschaft will uns für die Reise austaffieren.“ Vater und Mutter weinten Freudenthränen, dankten Gott, und der Vater sagte: „Wir alle, ihr, meine Söhne und wir, eure Eltern, wollen täglich zu Gott flehen: Lieber Gott, segne unsere gute Herrschaft!“

Bevor ein Jahr verfloß, schrieb Herr von Flint seinem Verwalter, die beiden wackern Gesellen sollen sich unverzüglich auf den Weg machen; mit allem, was sie bedürfen, seien sie auf herrschaftliche Kosten zu versehen. Der Verwalter begab sich sogleich zu ihnen in die Stadt, um seinem Auftrage gemäß sie zur Reise auszurüsten, wie es ordentlichen Handwerksburschen geziemt und um ihnen alles noch Fehlende zu besorgen.

Nach einigen Tagen traten beide rüstige Jünglinge in Reiselleidern, ihre Ränzchen auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, zu ihren

Eltern in das kleine Stübchen, um Abschied zu nehmen. Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, blieben sie. Sie besuchten morgens den Gottesdienst mit besonderer Andacht, um Gott für alle in ihrem Vaterorte genossenen Wohlthaten zu danken und sich in seinen ferneren Schutz zu empfehlen. Nach dem Gottesdienste gingen sie zu dem Herrn Pfarrer, auch ihm für alles Gute, das er ihnen erwiesen, ihren Dank zu bezeigen. Der würdige Geistliche gab ihnen noch viele gute Ermahnungen, schenkte jedem ein ganz vortreffliches kleines Büchlein: „Hundert väterliche Lehren, ein Geschenk für wandernde Handwerksgejellen“ und gab ihnen seinen Segen. Hierauf begaben sie sich zu dem trefflichen Schullehrer, zu dem Verwalter, zu ihren Tauspaten und allen Wohlthätern und Bekannten, die alle ihnen Glück und Segen wünschten. Am folgenden Tage baten beide, vollkommen reisefertig, nun noch um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Mutter weinte, gab ihnen ihre wenig zusammen gesparten Groschen und viele gute Ermahnungen mit auf den Weg. Der Vater sprach: „Ich kann euch nichts geben als meinen Segen! Vertraut auf Gott, haltet seine Gebote, seid rechtschaffen und thut nichts Böses, so wird Gott für euch sorgen und euch nie das Nötige fehlen lassen.“ Er blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel; die Mutter stand schluchzend und mit gefalteten Händen neben ihm. Beide Söhne knieten nieder und der Vater sprach: „Der allmächtige Gott segne euch, bewahre euch und wolle immer mit euch sein.“ Und Mutter und Söhne sagten: „Amen.“

Die Söhne standen auf, küßten dem Vater und der Mutter die Hände, dankten ihnen für alle empfangenen Wohlthaten und baten wegen aller ihrer jugendlichen Fehler um Vergebung; ihre Stimme brach, ihre Thränen flossen heftiger, der Schmerz übermannte sie, sie wandten schnell sich um und eilten zur Thüre hinaus.



## Fünftes Kapitel.

### Die Rekruten.

Beide Brüder kamen glücklich zu Frankfurt an. Herr von Flint ließ sogleich die zwei Meister rufen, denen sie sehr wohl gefielen und die sie sogleich mit sich nahmen. Beide Jünglinge erwiesen sich so geschickt und so fleißig, und ihr ganzes Betragen war so gut und ohne Tadel, daß ihre Meister sie bald so lieb gewannen als wären sie ihre Söhne und sie so gut hielten wie ein Kind im Hause. Die beiden fleißigen Gesellen bekamen auch so viel Lohn und waren nach dem Beispiele ihres Vaters so sparsam, daß sie von Zeit zu Zeit, anstatt um Geld nach Hause zu schreiben, ihren Eltern Geld schicken konnten. Die Eltern freuten sich über diese dankbaren Gefinnungen ihrer Kinder und konnten in ihrer Armut sich nun manches Nötige anschaffen.

Nach zwei Jahren aber wurden die liebevollen Eltern von einer neuen Sorge beängstigt; besonders war die Mutter tief bekümmert. Es war Krieg, und alle Jünglinge, die das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, wurden einberufen, um das Los zu ziehen, welche aus ihnen dem Militär eingereiht werden sollten. Unter diesen Jünglingen war nun auch Johannes. Er kam nach Hause und tröstete voll fröhlichen Mutes seine bekümmerten Eltern. „Was auch geschehen wird,“ sagte er, „das wollen wir als den Willen Gottes ansehen und es von Gott annehmen. Ich fürchte mich nicht, Soldat zu werden und für mein Vaterland zu kämpfen, dem ich jetzt im Felde nützlicher werden kann als an meiner Hobelbank.“

Er ging hin, zog das Los und ward für diesmal frei. Die Offiziere bedauerten, daß ihnen ein so wohlgewachsener, kraftvoller, mutiger Jüngling entging; die Eltern aber waren hoch erfreut und dankten Gott, daß ihr lieber Johannes ihnen wieder geschenkt war.

Im folgenden Jahre wurden die Jünglinge von Jakobs Alter einberufen, um aus ihnen die erforderliche Anzahl zum Kriegsdienste durch das Los auszuheben. Jakob besuchte drei Tage vor der Ziehung seine Eltern. Er war sehr kleinmütig und verzagt; bei seiner sanften, stillen Gemüthsart war es ihm ein entsetzlicher Gedanke, Soldat zu werden und in den Krieg zu ziehen. Die Mutter suchte, obwohl ihr selbst das Herz bebte, ihm Mut zu machen; auch der Vater versuchte ihn zu ermuntern. Allein alles Zureden half nichts. Der gute Jüngling war sehr traurig, und es war ihm ganz unbeschreiblich bange. Mit schwerem Herzen ging er hin, das Los zu ziehen und seine Eltern versprachen indessen für ihn zu beten. Mit bleichem Gesichte kam er zurück und rief: „Nun ist's vorbei; ich bin Soldat!“ Die Eltern bemühten sich vergebens ihn zu trösten. Es war ein großer Jammer.

In acht Tagen sollte Jakob mit den übrigen Rekruten abgehen. Am Tage vor der Abreise trat plötzlich Johannes in die Stube. „Ich vernahm,“ sagte er, „daß den Bruder Jakob das Los getroffen habe. Ich weiß, daß er wenig Neigung hat, Soldat zu werden und komme nun anstatt seiner einzutreten.“

Bruder Jakob war im Herzen erfreut, wollte es aber doch nicht zugeben. „Es ist zu viel, liebster Bruder,“ sagte er, „daß du aus Liebe zu mir so große Beschwerden auf dich nehmen und dein Leben für mich daran wagen willst.“

„Ich thue es gern,“ sprach Johannes; „es freut mich, daß ich meine Liebe zu dir und zu meinem Vaterlande durch die That beweisen kann.“ Jakob und beide Eltern wurden durch diese Großmuth so gerührt, daß sie heiße Thränen vergossen. Sie lobten Johannes über die Maßen. Allein er sagte: „Gottlob, ich habe Mut dazu! Dieser Mut ist eine Gabe Gottes und niemand kann sich ihn selbst geben. Man sollte, was freilich nicht wohl möglich ist, bei Aushebung der Mannschaft nicht bloß darauf sehen, ob ein junger Mensch seine geraden Glieder besitze, sondern ob er auch Herz habe. Nur eins versprich mir jetzt, lieber Jakob,“ sagte er zu seinem Bruder. „Sorge für unsere lieben Eltern; gib ihnen jeden Kreuzer, den

du von deinem Lohne ersparen kannst; denn von meinem Solde werde ich wenig erübrigen können. Und sollte ich umkommen im Kriege, so sei du ihre Stütze in ihrem Alter."

Johannes ging mit seinem Bruder in die Stadt zu dem Offizier und bat, anstatt seines Bruders angenommen zu werden. Der Offizier freute sich des mutigen jungen Mannes und sprach: „Das ist ja vortrefflich, daß du ganz freiwillig deinem Könige und Vaterlande dienen willst. So wie du solltest alle denken.“ Johannes wurde sogleich in die Liste eingeschrieben und Jakob entlassen.

Nachdem Johannes hinreichend in den Waffen geübt worden war und nun zu Feld ziehen sollte, nahm er noch von seinen Eltern Abschied. In einer ganz neuen schimmernden Uniform und mit glänzendem Helme bedeckt trat er in die Stube und stand da als ein schöner, stattlicher Kriegsmann. Die Mutter aber freute sich des Anblicks nicht; sie erschrak, und als er vom Abschiednehmen redete, brach sie in Thränen aus. Er aber sprach: „Weine nicht, liebste Mutter! Wir stehen überall in Gottes Hand; gegen seinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Wen er schützt, der ist auf dem Schlachtfelde so sicher als in seinem Hause. Betet für mich und seid guten Muts.“

Die Mutter ging in die Kammer und kam mit einer kleinen Goldmünze wieder heraus. „Sieh,“ sagte sie, „das ist noch der Patenpfennig, den ich von meiner Taufpatin erhalten habe. Ich trug das Goldstücklein an einem seidenen Bändchen am Halse, als ich noch jünger war. Deshalb ist ein Ohr, ein kleines Ringlein, daran angelötet. In meinem verheirateten Stande habe ich, wenn ich in Geldnot war, dieses Gold vielmal verpfändet, aber das Pfand allemal richtig wieder eingelöst. Sieh es nicht aus als in der äußersten Not; entlehne, wenn es je möglich ist, lieber Geld darauf, damit das schöne Goldstücklein nicht in fremde Hände komme. Es ist mir ein gar zu theures Andenken! Sieh, der heilige Martin ist darauf abgebildet.“

„Richtig,“ sagte der Sohn; „er soll mein Vorbild sein. Ich will mich bestreben, ein so tapferer Soldat zu sein als er gewesen.“ „Wohl,“ sagte die Mutter, „sei aber auch im Kriege so schonend und mildthätig gegen Leidende und Bedrängte, wie er es gewesen.“

„Das will ich,“ sagte Johannes; „da habt Ihr meine Hand darauf. Ich werde dieses Gold zum Andenken an Euch und zur Erinnerung an den menschenfreundlichen, heldenmüthigen Heiligen an einer seidenen Schnur unter meiner Weste hier immer auf meiner Brust tragen.“

Als es zum Abschied nehmen kam, brachen beide Eltern in Thränen aus. Der Sohn tröstete sie mit heiterem Angesichte. Bald küßte er aber, daß der Abschied auch ihn weichherzig machte und daß auch ihm das Weinen komme. Da sagte er schnell: „Lebt wohl und Gott sei mit uns!“ und riß sich, um ihnen seine Thränen zu verbergen, von den geliebten Eltern los. Ihre besten Segenswünsche und ihr inbrünstiges Gebet begleiteten ihn.



## Sechstes Kapitel.

## Eine Trauernachricht.

Johannes schrieb, gemäß seinem Versprechen, seinen Eltern von Zeit zu Zeit, und seine Briefe enthielten lauter Erfreuliches und Tröstliches. Jakob stand wieder in der nahen Stadt bei seinem ehemaligen Lehrmeister, der ihn darum ersucht hatte, in Arbeit. Am Namensfeste der Mutter kam er heraus aufs Land, ihr Glück zu wünschen. Beide Eltern waren sehr bekümmert, daß sie von Johannes schon lange keinen Brief mehr erhalten hatten und klagten ihren Kummer dem Jakob. Jakob sprach aber fröhlich: „Ich bringe einen Brief von ihm, der in einem Briefe an mich eingeschlossen war. Er enthält zwar keinen Glückwunsch zu dem heutigen Feste, denn der Brief hat sich wohl um mehr als drei Monate verspätet. Er wird Euch aber dennoch große Freude machen.“

Jakob las den Brief vor. Johannes schrieb unter anderm: „Liebste Eltern! Gottlob bin ich noch immer gesund und wohl. Es fielen schon mehrere blutige Gefechte vor. Allein Gott hat mich in Mitte von feindlichen Kugeln und Bajonetten noch immer unverlezt erhalten. Ich habe dies Euren frommen Gebete, liebste Eltern, vorzüglich Euren Thränen gebeten, liebste Mutter, zu verdanken. Seid unbekümmert um mich, und betet ferner für mich, so wird Gott mich auch ferner schützen.“ In dem Briefe folgten jetzt viele dankbare Erinnerungen, Empfehlungen und Grüße an den gnädigen Herrn und dessen Frau Gemahlin, an den Herrn Pfarrer, den Herrn Verwalter, an Meister Blank und alle Wohlthäter und guten Freunde. „Der liebe Gott“, hieß es dann weiter im Briefe, „hat uns doch immer gute Menschen zugeschickt, die sich unser annahmen. Auch meine Herrn Offiziere sind sehr gnädig gegen mich und denkt nur, liebste Eltern, so kurz ich noch diene, so bin ich schon Unteroffizier. Auch das habe ich Euch zu danken, weil Ihr mich so fleißig zur Schule geschickt, wo ich nicht nur fertig und deutlich schreiben, sondern auch das, was ich sah und hörte, zu Papier bringen lernte. Man ist daher mit meinen Berichten sehr zufrieden. Auch kommt es mir jetzt gut, daß ich schon in der Schule einen Begriff von Landkarten erhalten habe und mich auf jeder Karte leicht zurecht finde. Danket mit mir dem lieben Gott, daß er mich in meiner Kindheit einen so treuen Lehrer hat finden lassen und mich bei all den großen Gefahren feindlicher Angriffe, die wir zurückschlugen, bisher in seinen heiligen Schutz genommen hat. Ich habe das feste Vertrauen zu ihm, er werde es ferner thun. Darum seid guten Mutes und seid fröhlich wie ich es bin.“ Die Eltern wurden durch diesen Brief sehr aufgeheitert.

Die Mutter eilte nun in die Küche, ein etwas besseres Mittagessen als gewöhnlich zu bereiten. Bei Tische redeten alle drei gleich angelegentlich und herzlich noch lange von dem geliebten Johannes. Sie lobten sein Vertrauen auf Gott, seinen kühnen Mut, seine kindliche und brüderliche Liebe. Alle waren, da man viel vom nahen Frieden sprach, voll der süßesten Hoffnung, ihn bald fröhlich und gesund wieder zu sehen.

Jakob hatte in seiner Rocktasche eine Flasche Wein mitgebracht. Der Wein, der den guten alten Leuten etwas Seltenes war, erheiterte sie noch mehr. Sie tranken auf die Gesundheit des trefflichen Johannes. „Wir haben doch schon lange keinen so fröhlichen Tag gehabt,“ sagte der Vater.

Da näherte sich ein Soldat, bleich und abgezehrt, an einer Krücke dem Hause. Die Eltern meinten, als sie ihn durch das Fenster erblickten, der Soldat sei Johannes, von dem sie eben redeten. Allein als er in die Stube trat, sahen sie, er sei ein Bauernsohn aus einem benachbarten Dorfe. Der wackere Krieger war im Kriege verwundet und im Militärspitale geheilt worden; da man ihn aber zu ferneren Kriegsdiensten unfähig befunden, so hatte man ihn nach Hause entlassen. Eben weil er so blaß und mager geworden, hatten sie ihn nicht sogleich wieder erkannt.

„Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem Johannes,“ sagte er, „von unserm Herrn Korporal!“

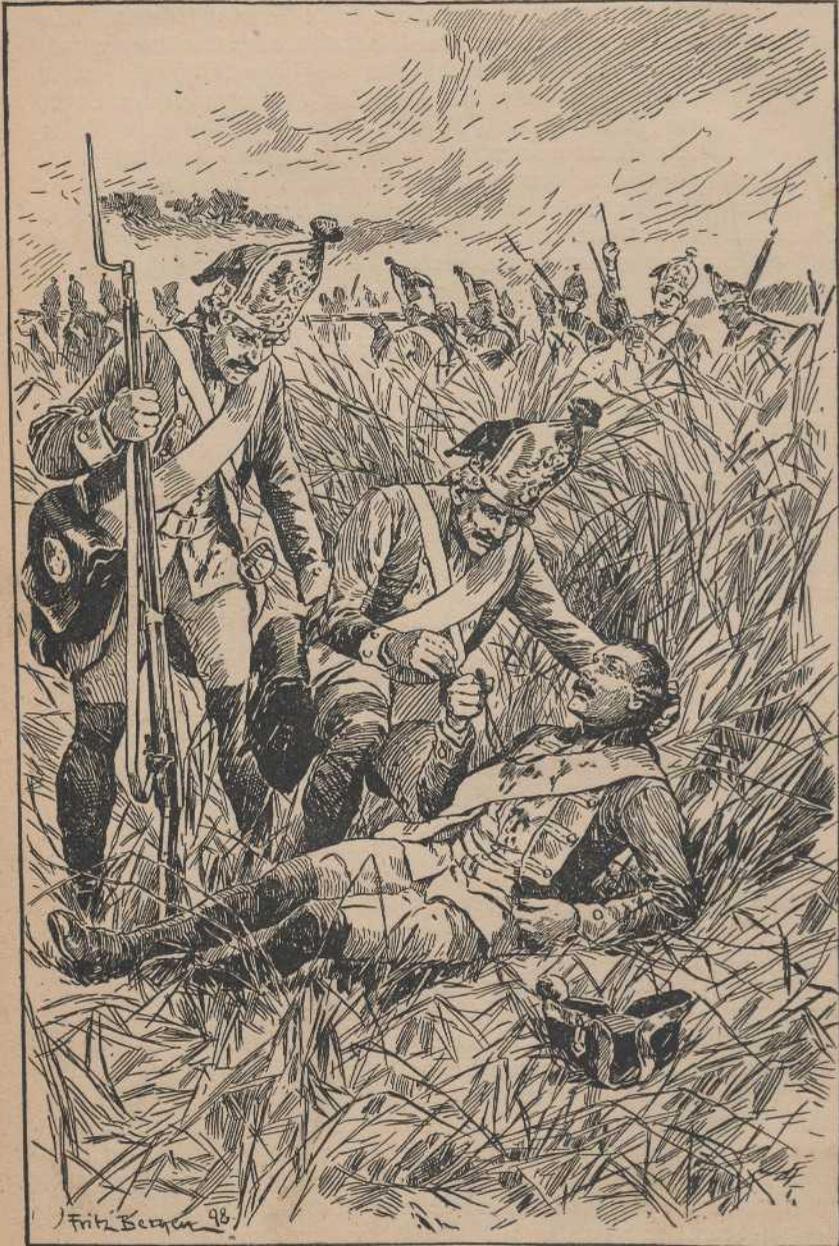
„Von unserm Johannes!“ riefen alle drei erfreut. „Nun, geht's ihm gut?“

„Ich denke besser, als es uns auf dieser elenden Welt gehen kann!“ sprach der Soldat. „Er ist als ein tapferer Kriegsheld auf dem Bette der Ehre gestorben.“

Da erschrafen alle drei heftig; die Mutter wollte umsinken. Die Fröhlichkeit war plötzlich in Traurigkeit verwandelt. Sie konnten vor Schrecken lange nicht reden, nur tiefe Seufzer und einzelne Jammerworte stießen sie aus.

Endlich sagte der Vater: „Setzt Euch zu uns, lieber Andreas, und erzählt, wie es ihm ging?“

Andreas setzte sich; die Mutter schenkte ihm mit zitternder Hand den Rest des Weines ein, legte ihm von dem Gebackenen vor, und er erzählte: „Wir wurden von dem Feinde angegriffen und leisteten ihm tapferen Widerstand. Der Herr Korporal, Euer Johannes, ward von einer Kugel zu Boden gestreckt. Da man nicht wissen konnte, wie das Treffen ausgehen werde, so wollten ich und ein Kamerad ihn in Sicherheit bringen. Wir trugen ihn auf einen nahen Kornacker, auf dem der bereits reife Roggen in hohen Ähren stand. Hier legten wir ihn sanft nieder, und ich suchte das Blut zu stillen. Er erholte sich ein wenig und sagte: „Kehrt zurück in den Streit; mir könnt ihr nun nichts mehr helfen, aber wohl unsern Kameraden, die einen harten Stand haben.“ Es wurde ihm aber sogleich wieder sehr übel. Er sagte zu mir mit sehr schwacher Stimme: „Andreas! Da unter meiner Weste trage ich an einer schwarzen, seidnen Schnur ein Goldstücklein. Bring das meiner lieben Mutter! Grüße sie und meinen lieben Vater. Grüße auch meinen Bruder Jakob und bring ihm diesen meinen letzten Abschiedskuß.“ Er küßte mich mit blutendem Munde und da er sah, daß er mich blutig gemacht, seufzte er und sagte: „Bring ihm diesen blutigen Kuß. — Gott sei meiner Seele gnädig!“ sagte er noch und verschied. Wir eilten zurück in den Streit. Das Gefecht währte, bis die Nacht einbrach. Wir mußten der Überzahl der Feinde weichen und wurden über eine Stunde weit zurückgetrieben. Am andern Morgen erneuerte der



Die zwei Brüder.

Feind, der indessen noch Verstärkung erhalten hatte, den Kampf. Wir wurden geschlagen, zogen uns aber in guter Ordnung noch weiter zurück. Mich traf eine Kugel in den Fuß, und ich kann seit der Zeit nur mehr an der Krücke gehen. In der Nacht bekam der Hauptmann Befehl, den Kampf aufzugeben und auf der Stelle in aller Stille abzuziehen. Der Feind hatte nicht nur unser Regiment angegriffen, sondern zu gleicher Zeit alle Stellungen unsres ganzen Heeres. Wir räumten die ganze Gegend.

Andreas zog jetzt das kleine Goldstück an der schwarzen Schnur heraus und gab es der Mutter. Die Mutter, die bisher bleich und stumm dagesessen war, brach in Thränen aus als sie das Goldstück erblickte. Sie erzählte, wie sie es ihrem seligen Johannes beim Abschiede gegeben und wiederholte alle Worte, die sie ihm gesagt hatte.

„Nun,“ sprach der Soldat, „alle diese Worte hat Euer guter Johannes getreulich befolgt. Er war sehr tapfer gegen den Feind und mußte gar nicht, was Furcht sei; gegen Bürger und Bauern aber, bei denen wir einquartiert wurden, war er immer sehr freundlich und gut. Er sah darauf, daß der Mann erhielt, was ihm gebührte; wer aber zu viel forderte, den wies er zurecht, und schlichtete manchen Zanf und Streit. Alle Soldaten liebten ihn; auch bei den Offizieren, sogar bei dem Herrn Oberst galt er sehr viel. Wenn er noch länger gelebt hätte, hätte er es sicher noch bis zum Offizier gebracht.“

Vater und Mutter dankten dem ehrlichen Krieger für die wiewohl traurige Nachricht, besonders aber, daß er ihrem lieben Johannes in dessen letzter Stunde so liebevoll beigestanden und die Goldmünze so treulich überbracht habe. Alle weinten. Andreas, der auch Thränen in den Augen hatte, hinkte an seiner Krücke nach Haus. Am untröstlichsten war Jakob. „Ach,“ seufzte er, „der gute Bruder hat sein Leben für mich gegeben!“



## Siebentes Kapitel.

### Der Korporal.

Der Korporal, Johannes Thann, der tapfere Sohn der guten Eltern, lebte noch. Er war damals bloß in eine tiefe Ohnmacht gefallen; ein heftiger Krampf hatte ihn so gelähmt, daß er kein Glied, nicht einmal ein Augenlid bewegen konnte. Der Atem schien still zu stehen; man konnte ihn leicht für tot halten. Er mußte, nachdem Andreas ihn verlassen hatte, lange so dargelegen sein. Denn als er wieder zu sich selbst kam, war es bereits dunkle Nacht. Der Himmel war voller Sterne; alles war still. Man hörte nicht mehr schießen und auch sonst kein Getümmel der Streitenden. Nur ein kühles Lüftchen bewegte leise die hohen Kornhalme. Der verwundete Krieger versuchte aufzustehen; allein er war zu schwach und kraftlos. Er wollte um Hilfe rufen, aber die Stimme ver-

sagte ihm. Da blickte er, wie er so lag, zum gestirnten Himmel auf und flehte in seinem Herzen zu Gott um Erbarmen.

„Du guter, barmherziger Gott!“ seufzte er; „du siehst mich hier hilflos in meinem Blute liegen. Du hörst mein leises Seufzen, wiewohl ich kein lautes Wort hervorbringen kann. Du erbarmest dich aller, die keine andere Zuflucht haben als dich; auf dich setze ich mein ganzes Vertrauen. Keine Menschenseele hat in ihrem Jammer noch vergebens zu dir gefleht. Erbarme dich auch meiner und laß mich in meinem Elende nicht umkommen! Willst du aber, lieber Vater im Himmel, daß ich ferne von Eltern, Bruder, Freunden hier sterbe, so geschehe dein heiliger Wille. Stehe du mir bei! Tröste meine Eltern und meinen Bruder! Bergieb mir um Jesu deines geliebten Sohnes willen meine Sünden und nimm mich auf in dein Reich!“

Nach einiger Zeit hörte er auf dem Fußwege, der nahe an dem Acker vorbei ging, Fußtritte und das Rasseln eines Karrens. Es war ein Mann mit einem Schubkarren, der immer näher kam. Der Korporal brachte mit vieler Anstrengung die Worte hervor: „Hilfe! Hilfe!“ Seine Stimme war aber zu schwach. Der Mann hörte sie nicht vor dem Rasseln des Karrens. Er wäre vorbei gefahren. Jetzt hielt er aber, um ein wenig auszuruhen und setzte sich auf den Ackerrain dicht neben dem Plaze, wo der Leidende lag und vernahm das leise Winseln. Er stand sogleich auf, ging in den Acker hinein und nach wenigen Schritten sah er, soviel er bei der Sternhelle wahrnehmen konnte, daß hier ein Mensch liege. Er kniete bei ihm nieder, damit er ihn leichter verstehen möge, und fragte ihn, wer er sei und was ihm fehle. Der Verwundete konnte nur die zwei Worte hervorbringen: „Soldat“ und „Blessirt!“ „Ach du mein Gott, wie dauert Ihr mich,“ sagte der mitleidige Mann, obwohl er noch nicht wußte, ob der Soldat Freund oder Feind sei; „ich bin bereit, Euch zu helfen so gut ich kann!“ Er schob seinen Schubkarren herbei, verbarg was darauf war in dem Korn und lud den Verwundeten, der sehr seufzte, auf den Karren, um ihn mit sich nach Hause zu bringen.

Der Mann, der so viel Mitleid zeigte, war ein armer Landbote, der allerlei ländliche Waren, Hühner, Eier, Butter und dergleichen auf den Wochenmarkt in das nahe Städtchen zu führen pflegte und dagegen allerlei städtische Waren aus der Stadt zurück brachte. Er wurde heute durch das Gefecht, das in der Gegend vorgefallen war, in der Stadt aufgehalten und hatte sich erst, nachdem die Streitenden sich entfernt hatten, auf den Rückweg gemacht. Sein Haus lag in einem Waldthale und war das äußerste, ja wohl das geringste eines kleinen Weilers. Er rief, als er bei der Hausthür ankam, seine Leute heraus; sein Weib und sein Sohn kamen sogleich mit Licht. Sie hatten das aufrichtigste Mitleid mit dem schimmernd gekleideten, aber todblassen Soldaten auf dem Schubkarren. Beide Männer trugen ihn in die Stube, und die Mutter leuchtete. Der Vater befahl dem Sohne, augenblicklich in das Dorf zu laufen und den Landarzt zu rufen. „Auf dem Heimwege,“ sagte der Vater, „kannst du dann die Waren mitnehmen, die in dem Kornacker zunächst dem großen Birnbaume

liegen geblieben. Da eben der Vollmond aufgeht, brauchst du keine Laterne. Lauf aber, was du kannst."

Die Hausmutter bereitete indessen in der Stube ein Bett und was sonst zum Verbinden der Wunde nötig sein möchte. Sie kochte, bis der Chirurg kam, eine Suppe. Der Kranke wollte aber nichts essen, sondern begehrte bloß zu trinken. Der dienstfertige Hausvater wollte ihm zur Stärkung ein Gläschen Brantwein aufnötigen; allein der Verwundete wies es mit der Hand zurück und seufzte: „Wasser, Wasser!"

Der Wundarzt kam, sah die Korporalsuniform und sagte sehr freundlich: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal! Von ganzem Herzen biete ich Ihnen meine ärztliche Hilfe an. Ich bin in meinen jüngeren Jahren Feldscher gewesen und habe mit Gottes Beistand schon viel hundert braven Soldaten wieder auf die Beine geholfen." Er verband den Korporal, ordnete die Diät an, die er zu beobachten habe, machte ihm die beste Hoffnung baldiger Genesung, versprach morgen wieder zu kommen und wünschte ihm gute Nacht.

Der Korporal wurde von dem Wundarzte so verständig und treulich besorgt und von den guten Hausleuten so gut und sorgfältig verpflegt, daß er bald sich außer Gefahr befand, mit jedem Tage mehr zu Kräften kam und auch bald den größten Teil des Tages außer Bett zubringen konnte. Sein größter Kummer war nun, wie er den Arzt und seine Hauswirthe für so viele Mühe und so vielen Aufwand bezahlen wolle. Als der Arzt nunmehr erklärte, der Herr Reconvaleszent habe keines Arztes mehr nötig, jagte der Korporal, daß er leider kein Geld habe. Allein der wackere Chirurg sprach: „Obwohl ich jetzt nicht mehr als Feldscher im Felde dienen kann, so sehe ich es dennoch als meine Pflicht an, verwundete Krieger zu besorgen. Es ist dies aber auch Christenpflicht. Ein rechtschaffener Arzt soll sich auch armer Leute, von denen er keine Bezahlung hoffen kann, so gut und sorgfältig annehmen als der reichsten Patienten. Das fromme herzliche „Vergelt's Gott" der Geretteten ist mehr wert als Geld und wird auch einmal meinen Kindern mehr Segen bringen."

Als die Hausfrau tags darauf wieder eine kräftige Suppe, in der sich eine abgeschlachtete Henne befand, auf den Tisch stellte, sagte der Korporal: „Aber beste Hausmutter, Ihr macht wegen meiner Euch zu große Kosten. Ich habe jetzt keine so auserlesenen Nahrungsmittel mehr nötig; und dann bin ich wirklich ohne Geld und nicht im stande, Euch Eure Ausgaben zu ersetzen."

„O, dafür ist schon gesorgt," sagte Leni, die Hausfrau. „Mit Euch kam der Segen Gottes in unser Haus. Seit Ihr unter unserm Dache seid, bringen die Bauersleute im Weiler und aus dem nächsten Dorfe uns so viele Hennen, junge Hähnen, Tauben, Eier, Butter, Mehl und Brot, daß Ihr nicht alles aufzehren könnt. Ich sagte das den Leuten. Allein sie sagten: „Sollten wir das, was wir umsonst haben, nicht mit den tapferen Männern teilen, die ihr Blut für uns vergießen?" Ich sagte: „Es sei aber zu viel; es bleibe mehr übrig, als Ihr davon genießt." Allein sie sagten zu mir: „Nun, was der Herr Korporal nicht

nötig hat, das ist dann für Euch. Eset nur mit ihm. Ihr müßet für Eure Mühe und Versäumnis auch etwas haben. So sagten sie, obwohl die Mühe, die wir mit Euch haben, nicht der Rede wert ist."

Der Hausvater sprach: „Ich denke auch immer: Was wir Euch thun, das thun vielleicht andere gutherzige Leute unserm Sohne, der auch Soldat ist und alle Tage blessiert werden kann, ja vielleicht eben jetzt, da wir von ihm reden, schwer verwundet darniederliegt."

Der Korporal war endlich so weit hergestellt, daß er, wenn das Wetter schön war, an einem Stabe in dem kleinen Waldthale spazieren gehen konnte. Bald brauchte er den Stock nicht mehr und fühlte sich so kräftig, daß er darauf dachte, seinen bisherigen freundlichen Aufenthalt zu verlassen und sich wieder zu seinem Regiment zu begeben. Da vernahm er mit Freude, daß die Deutschen wieder gesiegt, den Feind überall zurückgedrängt hatten und nun wieder vorrückten. Sein Regiment zog durch die benachbarte Gegend; er fand sich voll fröhlichen Mutes wieder dabei ein und wurde, da man ihn für tot gehalten hatte, mit desto größeren Freuden aufgenommen. Da er bei seinem trefflichen Verstande fast täglich Gelegenheit fand, sich eine vorzügliche Kriegskunde zu erwerben und sich eben so sehr durch Mut und Tapferkeit auszeichnete und da viele Offiziere verwundet oder getötet wurden, so rückte er schnell vor, wurde Offizier und schwang sich bis zum Hauptmann empor.



## Achtes Kapitel.

### Der Hauptmann.

Der Krieg währte noch mehrere Jahre und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Die Deutschen wurden wieder weit zurückgedrängt. Endlich machte man Waffenstillstand. Die beiden streitenden Heere quartierten sich, kaum eine Meile weit von einander entfernt, in Städten und Dörfern bei Bürgern und Bauern ein. Der Hauptmann nahm sein Quartier in einer Mühle, dem besten Hause eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd. Er hatte sie nie gesehen und wußte sich auch keine Karte zu verschaffen, worauf die kleineren Städte und die Dörfer verzeichnet waren. Er fand aber die Gegend sehr schön. Felsen und Wald machten sie sehr malerisch. Er blieb einige Wochen da und ging täglich spazieren.

Eines Morgens machte er sich sehr früh auf den Weg und bestieg einen fernen Berg, auf dem man eine herrliche Aussicht hatte. Die Gegend jenseits des Berges kam ihm sehr bekannt vor. Es schien ihm, je aufmerksamer er sie betrachtete, einige Dörfer schon einmal gesehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchturm des Städtchens zu erkennen, unweit dessen einst das Gefecht

vorgefallen war, in dem er verwundet worden. Indem er oben auf dem Berge einige hundert Schritte weiter ging, da erblickte er unten in einem freundlichen Thälchen den kleinen Weiler und die niedrige Hütte, in der er als verwundet so liebevoll aufgenommen und gepflegt wurde. Er hatte nicht gewußt, daß er diesem Orte so nahe sei und eilte sogleich dahin, um seine gutherzigen Hauswirte zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit klopfte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in sehr traurigen Umständen. „Ach, Herr Korporal,“ rief der alte Vater, obwohl er die glänzende Offiziersuniform sah, „besuchen Sie uns auch in unserem Glende! Nun, das freut uns, das ist uns ein großer Trost.“ Die Hausmutter lag, von Kummer und Glend bleich und abgezehrt, krank zu Bette. Der eine Sohn, der Soldat gewesen, verwundet, wieder geheilt, aber als unfähig ferner zu dienen entlassen worden, saß an ihrem Bette. Er stand sogleich auf, dem Herrn Hauptmann die gebührende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann, der bei einem Nachbar ein Stadelthor ausbesserte, kam auch herbei, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und schüttelte ihm die Hand. Der Hauptmann setzte sich und ließ sich erzählen. Der junge Zimmermann, der seine Eltern ernährte, hatte schon lange keine Arbeit gefunden. Weil es Krieg war, ließ man nichts mehr bauen. Es gab nur hie und da wenig Flickarbeit. Der Vater, der ehedem auch Zimmermann gewesen, aber nachher, weil ihm dieses Handwerk zu schwer wurde, ein Bote geworden und nebensu mit Eiern und dergleichen gehandelt, hatte wegen zunehmender Altersschwäche seinen Botendienst und Eierhandel aufgeben müssen. Die guten Leute waren in Armut und Schulden geraten, und es war an dem, daß ihr Haus nebst einem kleinen Acker und einer Wiese dem Meistbietenden verkauft werden sollten. Der sehr geschickte junge Zimmermann hatte sich mit einer sehr tugendhaften Bauerntochter verheiraten wollen, und man betrachtete sie bereits allgemein als seine Braut. Allein als der Vater die nunmehr so herabgekommenen Vermögensumstände der Leute vernahm, gab er die Heirat nicht mehr zu.

Der Hauptmann bedauerte die arme, aber wahrhaft edle Familie von Herzen. „Ach, daß ich reich wäre,“ sagte er, „wie gern wollte ich Euch helfen! Allein unser Sold konnte uns schon seit langer Zeit nicht mehr ausbezahlt werden. Das wenige Geld da,“ er zog seine Geldbörse heraus, „ist alles, was ich gegenwärtig habe. Nehmt es einstweilen; ich will sehen, was ich weiter für euch thun kann. Er sprach ihnen Mut ein, ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, bot allen die Hand und versprach bald wieder zu kommen. Die kranke Mutter war über den freundlichen Besuch so erfreut, daß sie sich von der Stunde an besser fühlte; auch war die milde Unterstützung so zu rechter Zeit gekommen und hatte sie so erquickt, daß sie nach wenigen Tagen schon wieder das Bett verlassen konnte.

Der Hauptmann überlegte auf dem Rückwege zur Mühle, ob er die guten Leute, die ihm das Leben gerettet, nicht aus ihrer gegenwärtigen Not erretten könnte. Seinen rückständigen Sold zu erhalten, war, wie er

wohl wußte, jetzt unmöglich. Er konnte, wie er auch nachsah, sich niemand denken, der ihm Geld darauf vorstrecken würde. Er betete aus seinem frommen, kindlichen Gemüthe, das er auch im Getümmel des Krieges nicht verloren hatte, herzlich zu Gott, Gott wolle ihm eingeben, wie da zu helfen sei. Er hatte ein ganz vortreffliches Pferd, das sein Eigentum war und für das er schon öfter zwanzig bis dreißig Louisdor hätte haben können. Er beschloß, das Pferd, so lieb es ihm auch war, zu verkaufen und künftig zu Fuß zu gehen. Denn es war nur eine Vergünstigung, daß die Offiziere von der Infanterie Pferde haben durften. Er kündete dem Soldaten, der das Pferd besorgte, den beschlossenen Verkauf des trefflichen Tieres an, worüber der Mann sehr betrübt wurde. Allein dieser Verkauf wollte nicht zustandekommen. Die übrigen Offiziere waren eben so wenig mit Geld versehen als er und auch sonst zeigte niemand Lust, ein so theures Pferd zu kaufen, weil man nicht wußte, ob der Frieden zustandekommen werde und man den Besitz eines schönen Pferdes zur Zeit des Krieges für unsicher hielt. Die Verlegenheit des Hauptmannes, sein Pferd gut anzubringen, wurde noch größer. Es kam der Befehl, das Regiment solle auf einen bestimmten Tag an einem bezeichneten Orte ein treffen, indem der Waffenstillstand aufgeündet und der Krieg neuerdings ausgebrochen sei. Er war schon entschlossen, das Pferd dem Müller um den halben Preis zu verkaufen. Allein in der folgenden Nacht wurde das Pferd aus dem Stalle gestohlen. Der Hauptmann war höchst bestürzt nicht so sehr über den Verlust des Pferdes als wegen seiner Wohlthäter, für die er das Geld bestimmt hatte, das er zu lösen dachte. Er konnte die Nacht darauf nicht schlafen und betete recht von Herzen, Gott wolle den bedrängten Leuten auf eine andere Weise helfen.

Da hörte er den Hufschlag eines Pferdes, das sich in schnellem Trabe dem Hause näherte und vor der Hausthür still stand. Er glaubte, es komme eine Ordnonanz an ihn, stand augenblicklich auf, machte Licht, ging hinab, öffnete die Thüre und erblickte sein Pferd, das vor Freude wieherte. Es war prächtig gefattelt und aufgezäumt und mit einem Felleisen bepackt; allein niemand saß darauf.

Der Rosdieb hatte das Pferd an einen feindlichen Offizier verkauft; allein das mutige Pferd, das sich nicht leicht bändigen ließ, hatte den Herrn, der wohl kein guter Reiter gewesen, abgeworfen und war wieder dem alten gewohnten Stalle zugelaufen. Der Hauptmann führte das Pferd sogleich in den Stall, gab ihm Futter und nahm das Felleisen mit auf sein Zimmer. Aus den Papieren, die es enthielt, sah er, daß er den feindlichen Offiziere kenne. Der Hauptmann hatte sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes den Auftrag erhalten, sich mit ihm über die Grenzlinie zwischen beiden streitenden Heeren zu unterreden. Der fremde Offizier, dem das Pferd äußerst wohl gefiel, hatte es ihm abkaufen wollen. Allein damals war das Pferd dem Hauptmann nicht feil. Es war nicht zu bezweifeln, daß der schlaue Herr sich durch einen verdächtigen Menschen, den man in der Gegend erblickt hatte, das Pferd dennoch zu verschaffen gewußt. In dem Felleisen befanden sich mehrere Rollen Geld, teils in

Gold teils in Silber. „Gott sei Dank!“ rief der Hauptmann, „Gott hat den armen Leuten geholfen. Das Geld ist nach dem beiderseits bestehenden Kriegsrechte Kriegsbeute, denn als mein Pferd gestohlen wurde, war der Waffenstillstand bereits aufgekündet und der Krieg hatte auf's neue wieder angefangen. Doch ich will keinen Heller von dem Gelde; alles soll den guten Leuten, meinen Wohlthätern, zu gute kommen.“

Schon vor Anbruch des Tages ritt der Hauptmann eilig zu seinen guten Landleuten, ließ ihre Gläubiger und den Gemeindevorstand rufen, setzte sich an den Tisch und bezahlte alle Gläubiger. Nachdem alles berichtigt war, kam der Vater der Braut und erklärte, er habe nun keine Einwendung mehr gegen die Heirat, sondern freue sich vielmehr darüber. Der Hauptmann wollte die Braut sehen. Die Mutter kam mit der Tochter. Die Tochter, ein blühendes, verständiges und sittsames Landmädchen, trat sehr schüchtern und verschämt, aber bräutlich gekleidet in die Stube. Der Hauptmann erinnerte sich, daß er sie schon öfter gesehen habe. Sie hatte ihn, als er so schwer darnieder gelegen, von Zeit zu Zeit dienliche Speisen gebracht. Er wünschte nun dem Brautpaare Glück und gab ihm von dem Gelde, das ihm noch übrig geblieben, zweihundert Gulden als ein Hochzeitgeschenk. „Ich bin überzeugt,“ sprach er zum Bräutigam, „daß ihr das meiste davon zum besten eurer alten Eltern verwenden werdet.“ Das Brautpaar und die Eltern des Bräutigams und der Braut waren höchst erfreut und dankten dem edelmütigen Offizier mehr mit Freudenthränen als mit Worten. Der Hauptmann aber sagte: „Ihr habt mir mehr Gutes gethan, als ich Euch thun kann. Es ist eine süße Pflicht gegen Wohlthäter dankbar zu sein. Euer Wort geht nun in Erfüllung: „Wer barmherzig ist gegen die Menschen, der findet in der Not bei Gott auch Barmherzigkeit.“

„Ich bedaure,“ sprach er noch, indem er aufstand um zu gehen, „daß ich nicht bei der Hochzeit sein kann. Ladet aber anstatt meiner alle eure Nachbarn dazu ein, die mich so reichlich mit Lebensmitteln versehen haben. Lebet wohl und betet für mich!“ Er saß auf das Pferd und sprengte davon. Alle wünschten ihm noch tausendmal Glück und Segen auf den Weg.

Der edle Hauptmann machte aber noch einen Besuch. Er ritt vor das Haus des Landarztes, der ihn geheilt hatte, stieg ab, bezeugte ihm noch einmal seinen Dank und drückte ihm den Rest der Kriegsbeute, ein Duzend blanke Dukaten in die Hand. „Sie waren so edelmütig,“ sprach er, „mich ganz unentgeltlich zu besorgen; verschmähen Sie aber dennoch diese kleine Erkenntlichkeit nicht.“ Er schwang sich eilig wieder auf sein Pferd und ritt im Galoppe weiter.

Sogleich als er in seinem Quartiere angelangt war, erhielt er, vierundzwanzig Stunden früher als anfangs bestimmt worden, den Befehl zum Ausbruche und zog mit seiner tapfern Kriegsschar wieder mutig zu Feld.



## Neuntes Kapitel.

## Die Eltern und der Bruder des Hauptmanns.

Während der Hauptmann im Felde stand, für sein Vaterland kämpfte und sich tausend Gefahren und Beschwerden aussetzte, übernahm sein Bruder Jakob die Werkstätte und das Haus des Drechslermeisters, bei dem er gelernt hatte. Überdies gab ihm der alte, rechtlichaffene Meister, der mit ihm äußerst zufrieden war, seine Tochter Elisabeth, eine sehr treffliche, wohlherzogene und wohlgestaltete Jungfrau, zur Ehe. Jakob erhielt das ganze Vermögen und wurde Bürger und Familienvater. Er bewies gegen den alten Vater seiner Ehegattin, deren Mutter schon längst gestorben war, die nämliche Liebe wie sie selbst. Beide hielten ihn in Ehren und verpflegten ihn bis an sein Ende.

Nachdem der alte Mann gestorben war, nahm Jakob seine beiden alten Eltern zu sich und seine Ehefrau war nun gegen seine Eltern eben so liebevoll, als er es gegen ihren Vater gewesen war. Die alten Eltern und das junge Ehepaar lebten in solcher Eintracht und Liebe mit einander, daß ein Fremder nicht zu erkennen gewußt hätte, ob Jakob der Sohn oder Elisabeth die Tochter der alten Leute oder welches von beiden bloß Schwiegersohn oder Schwiegertochter sei.

So zufrieden und vergnügt und in so seliger Eintracht diese fromme, tugendhafte Familie lebte, so fehlte es ihr doch auch nicht an Leiden. Die Stadt war während des Krieges in die Gewalt des Feindes gefallen und blieb nebst der ganzen Gegend umher beständig von den feindlichen Kriegern besetzt. Die Kriegslasten waren fast nicht mehr zu ertragen, die Zahlungen und mancherlei Lieferungen fast nicht mehr zu erschwingen. Dazu kamen noch die vielen Einquartierungen, die auch große Kosten und nicht geringe Unbequemlichkeiten verursachten. Endlich erscholl die frohe Botschaft: „Es ist Friede!“ und alles freute sich.

Die Freude der guten alten Eltern war jedoch von Behmut getrübt. Sie hielten ihren lieben Sohn noch immer für tot. Er hatte zwar öfter geschrieben, allein die Briefe waren, weil die Stadt sich noch immer in feindlicher Gewalt befand, nicht angekommen. Als die alte Mutter den frohen Jubel über die Friedensnachricht vernahm, seufzte sie und sagte: „Ach, daß Johannes noch lebte!“ „Ja,“ sagte der alte Vater, „dann würde eine große Freude auf uns warten!“ Dem Jakob standen die Thränen in den Augen. „Der gute, gute Bruder Johannes,“ sagte er; „ach für mich ist er Soldat geworden, für mich eines blutigen Todes gestorben. Gott wolle es ihm im Himmel vergelten!“

Nachdem die letzten fremden Krieger aus der Stadt abgezogen waren, wurde auf den nächsten Sonntag ein Dankfest veranstaltet. Man zierte die ehrwürdige, altertümliche Kirche der Stadt mit grünen Maien; die Säulen wurden mit frischem Laube umwunden und der Altar mit Blumen geschmückt. Schon am frühen Morgen verkündeten alle Glocken den er-

freulichen Festtag. Es war ein herrlicher, heiterer Morgen, der den schönsten Tag versprach. Zur bestimmten Stunde riefen die Glocken zum feierlichen Gottesdienste. Alle Einwohner der Stadt wanderten in Scharen aus allen Straßen und wie an den höchsten Festtagen in ihren besten Kleidern der Kirche zu. Auch Jakob, seine Ehegattin und seine Eltern gingen, wiewohl mit schwerem Herzen, dahin. Als das Tedeum angestimmt wurde und alles Volk mit Herz und Mund zu singen anfang: „Herr Gott, wir loben dich!“ und Orgelton und Posaunenschall den tausendstimmigen Gesang begleiteten, schluchzte die alte Mutter laut; nur konnte man es vor den mächtigen, von dem Gewölbe widerhallenden Tönen des Gesanges, der Orgel und Posaunen, der Trompeten und Pauken nicht hören. Nur einige Bürgersfrauen, die der weinenden Mutter zunächst knieten, bemerkten ihren Jammer und hatten herzliches Mitleid mit ihr. Der alte Vater war hinter eine mit Laub umkränzte Säule gekniet, um ungestört weinen zu können. Jakob, in seinem Kirchenstuhle, verhüllte sein Angesicht in sein weißes Tuch.

In der ganzen Stadt wurde in jedem Hause auf Mittag wie am Oftertage oder einem ähnlichen hohen Festtage eine festliche Mahlzeit bereitet. Auch Jakobs Hausfrau hatte für ein reichliches Mittagsmahl gesorgt und, was des Jahres kaum dreimal geschah, Wein aufgestellt. Allein Vater und Mutter und Jakob zeigten wenig Lust zu essen und zu trinken. Elisabeth sprach: „Trocknen wir unsere Thränen,“ wiewohl ihr selbst die hellen Thränen über die Wangen flossen und sie dieselben zu trocknen vergaß.

Auf den Abend wurden die Gasthöfe der Stadt zahlreich besucht. Jeder Bürger begab sich mit seiner Hausfrau, seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern dahin, indem er glaubte sich heute ein Vergnügen machen zu müssen. Die Bänke der Handwerker erschienen auf ihren Herbergen. Reichere Bürger bewirteten ihre ärmeren Mitbürger. Die Fenster aller Gasthöfe waren hell erleuchtet und überall war Jubel und Freude; doch herrschte überall die beste Ordnung und der festliche Tag war durch kein Übermaß entweiht.

Jakob war mit seiner Hausfrau bei seinen Eltern zu Hause geblieben. In wehmüthige Gespräche vertieft, saßen sie betrübt um den Tisch. Da trat der ehemalige Lehrmeister ihres Johannes, Stadtrat Blank, ihr alter, treuer Hausfreund in die Stube. Er hatte Alters halber sein Handwerk aufgegeben, leistete aber bei seiner Erfahrung, Einsicht und Redlichkeit als ältester Stadtrat noch immer der Stadt gute Dienste. „Dacht' ich's doch,“ sprach der fröhliche Greis mit weißen Haaren, „ich werde euch so traurig beisammen finden. Das ist nichts! Heute ist ja die ganze Stadt fröhlich. Frenet euch im Herrn allzeit! Die Weinflasche hier auf dem Tische ist auch noch nicht angebrochen,“ sagte er, indem er sich setzte. „In der heiligen Schrift heißt es aber: ‚Dem Traurigen gieb Wein!‘ Bereitet den Sinn dieser Worte nicht und Ihr, Elisabeth, bringt mir auch ein Glas!“ Er füllte die Gläser und stieß an. Sie aber sagten: „Ach, wenn nur Johannes mit uns hier am Tische säße! Ihn aber sehen wir

auf Erden nicht mehr.“ Da sprach der ehrwürdige Greis mit Ernst und Rührung: „Die Seligen im Himmel haben es besser als wir hier auf Erden. Das Wiedersehen auf Erden ist wohl eine große Freude; noch größer aber ist die Freude des Wiedersehens im Himmel. Diese Freude wartet noch auf uns; mit dieser Freude wollen wir uns trösten.“

Nach und nach wurden alle nicht so fast von dem Weine als von den vernünftigen, trostreichen und erfreulichen Reden des herzlich wohlmeinenden alten Mannes heiterer und zuletzt wohl gar fröhlich und vergnügt. Der kluge, treue Hausfreund hatte das Gespräch auf die angenehmsten Erinnerungen aus den vergangenen Zeiten geleitet, worüber alle ihres Kummers vergaßen.

„Es ist doch eine große Wohlthat Gottes,“ sagte er, „daß in traurigen Stunden die Erinnerung froher Tage uns erheitern und unser Herz mit Dank gegen Gott erfüllen kann; noch eine größere Wohlthat Gottes, die alle Schmerzen stillt, ist die selige Hoffnung eines bessern Lebens in jener Welt bei Gott.“



## Zehntes Kapitel.

### Der Major.

Am Morgen des folgenden Tages wurde in der Stadt bekannt gemacht: Eines der Regimenter, die nunmehr siegreich aus dem Felde zurückkehrten, werde gegen Abend einrücken und hier übernachten. Alle Bürger wetteiferten, es wohl zu bewirten, zumal es eben das Regiment war, dessen Mannschaft aus der Stadt und der Gegend ausgehoben worden. Bürgermeister und Rat und die Geistlichkeit begaben sich vor das Thor, um die tapfern Krieger, die nach einem so lang währenden blutigen Kampfe endlich gesiegt hatten, freundlich zu bewillkommen. Die Schulkinder, die Knaben mit Lorbeerzweigen in den Händen und die Mädchen mit Blumen bekränzt, zogen ihnen entgegen. Eine Menge Volkes hatte sich vor dem Stadthore versammelt. Da die Bewohner seit Jahren nur fremde Uniformen gesehen hatten, so schlug ihnen, als sie wieder die vaterländischen Fahnen mit den blauen und weißen Farben von weitem wehen sahen, freudig das Herz; und als die Feldmusik den ihnen so bekannten Kriegsmarsch spielte, so brach bei diesen befreundeten Tönen alles Volk in lauten Jubel aus und viele weinten vor Freude.

Meister Jakob und seine Eltern waren nicht vor das Thor gegangen; sie hatten wohl Freude über die Zurückkehr des Heeres; allein die Traurigkeit über den Verlust desjenigen Kriegers, der ihnen der liebste war, schlug doch vor. Als sie indessen die laute, mutig und mächtig ertönde Feldmusik der einrückenden Kriegsscharen vernahmen, eilten sie an die Fenster der obern Stube und sahen den Zug die Straße der Stadt herauf kommen. Die Musik ließ abwechselnd die sanftesten, lieblichsten Töne der Blasinstrumente

mente vernehmen und dann fielen wieder die Trommeln und die vollständige Kriegsmusik ein. Alle Soldaten hatten ihre Helme mit grünem Eichlaube geschmückt. Zu beiden Seiten der Straße standen gedrängte Scharen Volkes. Aus den Fenstern aller Häuser begrüßten tausend Hände sie mit weißen Tüchern. Jakob und seine Eltern brauchten aber ihre Tücher mehr dazu, ihre Thränen zu trocknen.

Als der Zug vor Jakobs Hause vorüberziehen wollte, gebot der kommandierende Offizier, der auf einem prächtigen Pferde vorausritt und rechts und links mit dem entblößten Degen die Grüße erwiderte, plötzlich „Halt!“ sprang vom Pferde, eilte in Jakobs Haus und stand, ehe man sich versah, in der Stube. Alle in der Stube erstaunten. Jakob aber schrie laut auf: „Gott im Himmel! Es ist Bruder Johannes!“ Die alte Mutter sank ohnmächtig ihrer Schwiegertochter in die Arme. Der alte Vater stand vor Freudenschrecken wie erstarrt da.



Johannes war es wirklich. Es brauchte lange, bis Mutter, Vater und Bruder von der so ganz und gar unerwarteten Freude sich wieder erholten. Der schnelle Übergang von tiefer Traurigkeit zur höchsten Freude war für sie zu ergreifend. Doch nach und nach erholten sie sich. Der liebevolle Sohn umarmte Vater und Mutter, Bruder und Schwägerin. Er und

alle vergossen Freudenthränen. Die Mutter konnte noch immer nicht reden, sondern nur weinen. Alles war ihr wie ein Traum. Sie konnte kaum die Worte hervorbringen: „Mir ist's, ich sei nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel.“ Der Vater hielt beständig die Hände gefaltet und wiederholte zum Himmel blickend nur immer die Worte: „Mein Gott! Mein Gott! Wie danke ich dir, daß ich dies noch erlebt habe!“ „O Bruder, liebster Bruder!“ sprach Jakob, „wie viele Thränen habe ich dir nachgeweint! O gottlob, daß du noch lebst; wir alle hielten dich für tot. Mit tief betrübtem, aber eben so dankbarem Herzen habe ich deiner

Liebe zu mir beständig gedacht. Nun, Gott hat das Opfer, das du mir gebracht hast, herrlich gesegnet und uns alle hoch erfreut. Mit Ruhm und Ehre kehrest du zurück. Ihm sei Dank!"

Die junge Frau konnte kaum glauben, der prächtig gekleidete Herr Offizier sei jener Schreinerjunge, der, als sie noch ein kleines Mädchen war, gar oft in dieses ihr väterliches Haus kam, um seinen Bruder zu besuchen. Sie brachte dem verehrten Herrn Schwager ihre zwei Kinder; sie führte das Knäblein an der Hand und trug das Mädchen auf dem Arm. „Küßt doch dem Herrn Onkel die Hand!“ sagte sie. Die Kinder waren aber noch zu jung, um zu begreifen, wer der Herr sei. Sie thaten etwas scheu; erst nach und nach wurden sie ein wenig zutraulicher. Der Knabe rief: „Soldat! schenk mir deinen Säbel!“ Das Mädchen streckte das Händchen nach dem funkelnden Ordenskreuze aus.

Endlich setzten sich alle zusammen und der Sohn sollte nun den Eltern erzählen. Er war Major bei dem Regimente; weil aber der Oberst sich zu seiner Familie begeben hatte, und der Oberstlieutenant von seinen Wunden noch nicht ganz hergestellt war, so führte er das Kommando. Er hatte seinen Eltern geschrieben, um sie von seiner Ankunft vorläufig in Kenntniß zu setzen, bedauerte aber herzlich, daß sein Brief noch nicht angekommen sei. Sonst, sagte er, wäre er gewiß nicht so unangemeldet hereingetreten.

Die Freude der Eltern, ihren geliebten Sohn so verdienstvoll und hochgeehrt wieder zu sehen, die Freude des Sohnes, seine geliebten Eltern noch lebend getroffen zu haben, läßt sich nicht beschreiben. Der alte Vater sagte: „Eltern haben in dieser Welt keine größere Freude als daß ihre Kinder in Wahrheit aller Ehre würdig wandeln.“ Der Sohn sprach: „Jede Ehre, jede Freude ist dankbaren Kindern noch einmal so groß, weil sie dadurch ihren Eltern Ehre und Freude machen.“



## Elftes Kapitel.

### Eine Freudenmahlzeit.

Als der Major eben im eifrigsten Erzählen begriffen war, trat der Bürgermeister in schwarzer Amtskleidung und mit goldener Kette geziert herein, wünschte den Eltern Glück und versicherte, daß die ganze Stadt sich freue und sich geehrt fühle, einen Mann, der einen Teil seiner Jugendbildung dahier erlangt habe, zu so hoher Ehre befördert zu sehen. „Erst nachdem Sie, Herr Major, sich schnell in dieses Haus begeben hatten,“ sprach er, „habe ich von einem der Herren Offiziere vernommen, daß Sie der Sohn dieser ehrwürdigen Eltern seien. Denn wirklich habe ich Sie nicht mehr gekannt. Doch kommen Sie jetzt mit mir! Es sind für Sie in meinem Hause die besten Zimmer bereitet. Ich komme, Sie dahin ab-

zuholen. Auf den Abend haben wir für Sie und alle Herren Offiziere eine Mahlzeit veranstaltet, bei der zu erscheinen die angesehensten Männer der Stadt sich zur Ehre rechnen. In den übrigen Gasthöfen werden die Unteroffiziere bewirtet. Alle Soldaten sind, wie ich hoffe, recht gut bei den Bürgern einquartiert. Wenn es Ihnen gefällig ist, so kommen Sie mit mir, von Ihren Zimmern Besitz zu nehmen."

Der Major bezeugte dem Herrn Bürgermeister, der für alles so gütig gesorgt hatte, den herzlichsten Dank und sagte weiter: „Diesem meinem Danke habe ich jedoch zwei Bitten beizufügen. So sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, in dem Hause des verehrten Herrn Bürgermeisters dieser Stadt zu wohnen, so muß ich doch bitten, hier in diesem Hause bei meinen lieben Eltern und Geschwistern, wo ich mich gleich selbst einquartiert habe, bleiben zu dürfen; ich wußte noch von alten Zeiten her, daß die obere Stube hier für Besuche und Gäste ganz ordentlich eingerichtet sei. Von der Einladung zu der Mahlzeit werde ich mit Freuden Gebrauch machen; doch bitte ich zu erlauben, daß ich meine lieben alten Eltern hier mitbringen darf."

„Nicht nur diese," sagte der Bürgermeister, „auch Ihren Bruder müssen Sie mitbringen und Ihre Frau Schwägerin. Er ist einer der würdigsten Bürger unserer Stadt und sie ist, sowie sie immer eine der tugendhaftesten Jungfrauen war, eine der besten Hausfrauen der ganzen Stadt. Doch Sie, Herr Major, und die werten Ihrigen haben sich noch vieles zu sagen und zu erzählen. Ich will Sie nicht länger stören. Abends sieben Uhr werde ich aber wieder kommen, Sie zur Mahlzeit abzuholen." Er verbat sich alle Begleitung und eilte schnell die Stiege hinab.

Der Bürgermeister kam, von zwei Stadträten begleitet, auf die Minute, die Major und die ganze Familie abzuholen. Mit Staunen traten des <sup>zwei</sup> Eltern in den großen, hell erleuchteten und mit Blumen geschmückten Saal. Die eingeladene zahlreiche Gesellschaft, die Offiziere, sowie die Beamten und die Geistlichen und die angesehensten Bürger der Stadt waren bereits versammelt.

Der Major erblickte sogleich bei seinem Eintritte zu seiner großen Freude Herrn und Frau von Flint und den Pfarrer und den Schullehrer von Waldau, denen er so viel zu danken hatte. Der Bürgermeister hatte ihnen einen reitenden Boten geschickt, sie in einigen Zeilen freundlichst eingeladen, und Herr von Flint hatte sogleich einen vierstzigen Wagen einspannen lassen und auch den Pfarrer und den Schullehrer mit hieher genommen. Die Freude des Majors, diese seine Wohlthäter wieder zu sehen, war unbeschreiblich. Sie hatten zwar sehr gealtert; allein ihre Freude, daß der Knabe, dessen sie sich einstens so liebeich angenommen hatten, ein so ausgezeichnete Mann geworden, verjüngte sie gleichsam. „Es ist doch ein herrliches Gefühl," sagte Herr von Flint zu seiner Frau, zu dem Pfarrer und dem Schullehrer, wenn man in seinen alten Tagen auf sein vergangenes Leben zurückblickt und sich sagen kann: Wir haben nicht ganz vergebens gelebt."

Mehrere Stadträte, die mit dem Major als einem aufblühenden Jünglinge wohl bekannt und seine Jugendfreunde gewesen, hatten auch

große Freude, grüßten ihn auf das freundlichste und wünschten ihm Glück, und er drückte einem jeden die Hand. Vor allen aber freute sich der alte Stadtrat Blank, daß sein ehemaliger Lehrling zu so hohen Ehren gelangt sei, und der Major umarmte ihn mit inniger Rührung und Dankbarkeit.

Bei der Mahlzeit mußten die Eltern des Majors, der die erste Stelle einnahm, zu seinen beiden Seiten sitzen. Alle Gäste waren höchst fröhlich und vergnügt. Der Vater und die Mutter des Majors konnten vor Freude fast nicht essen. Die Mutter mit ihren thränenvollen Augen und von dem Glanze der vielen Lichter und dem Glanze des Silbers auf der festlichen Tafel fast geblendet, wußte noch immer nicht, ob sie wache oder träume. Alle, die zugegen waren, nahmen an der Seligkeit der hocherfreuten Eltern herzlichen Anteil, doch niemand mehr als Herr und Frau von Flint und der Pfarrer und Schullehrer von Walbau.

Während der Mahlzeit kam das Gespräch, wie leicht zu erachten, auf Erziehung und Unterricht. Nachdem die anwesenden, einsichtsvollen und erfahrenen Männer viel Treffendes darüber gesagt hatten, sprach Herr von Flint: „Wo in einer Stadt oder in einem Dorfe Eltern, Lehrer und Seelsorger zusammen wirken, da bringen Erziehung und Unterricht reichlichen Segen. Die beiden Brüder, der verehrungswürdige Herr Major und dessen würdiger Bruder, sind davon augenscheinliche Beweise. Dem Herrn Major, der sich vom gemeinen Manne zu einem hohen Offiziere erchwungen hat, geben alle Offiziere das Zeugnis, daß er in seiner ganzen militärischen Laufbahn sich durch Einsicht, Tapferkeit, Treue und Genauigkeit im Dienste, durch edles, würdiges Benehmen, durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet habe. Sogar der König wurde aufmerksam auf ihn und hat ihn mit dem Ordenskreuz des Militärverdienstordens geehrt. Der Bruder des Herrn Majors bewährte sich wiewohl in einem stillern, nicht so ruhmvollen, aber im Grunde eben so werthen Berufskreise als einen eben so trefflichen Mann. Er macht seinen Eltern eben so viel Ehre und Freude als sein Herr Bruder. Er ist, wie die ganze Stadt bezeugt, ein guter Sohn, ein treuer Ehegatte, ein liebevoller Vater seiner Kinder, ein geschickter, unermüdet fleißiger Arbeiter, einer der besten Bürger, voll Liebe und Anhänglichkeit gegen König und Vaterland, dienstfertig und gefällig gegen jedermann und vorzüglich sehr wohlthätig gegen seine ärmern Mitbürger. Jeder guten Anordnung redet er das Wort, bietet die Hand dazu und geht mit seinem Beispiele voran. Er lebt im Wohlstande und ist allgemein geehrt. Wir sehen da, was eine gute Schule vermag, wenn sie von der häuslichen Erziehung unterstützt wird. In der Schule erhielten die beiden Brüder die Anleitung zu einem religiösen und sittlich guten Leben und den ersten Unterricht in all demjenigen, was Kindern für ihr künftiges Leben notwendig war. Der Verstand der Knaben wurde geweckt; sie erwarben sich Vorkenntnisse, ihren Verstand weiter zu bilden. Die gute Erziehung, die ihnen ihre frommen, christlichen Eltern gegeben, die wahre Gottesfurcht, die tiefe Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote, die heilige Scheu vor allem, was böse und unrecht ist, die echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihnen die Eltern durch Wort und Beispiel ein-

geköst haben, legten den Grund, aus dem die Tugenden, die wir an ihnen ehren, emporwuchsen. Dadurch wurden diese zwei Brüder vor den Abwegen, worauf die Jugend und wohl auch Männer so leicht verleitet werden können, bewahrt; dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, alle Pflichten ihres Berufes getreulich zu erfüllen und die Widerwärtigkeiten des Lebens standhaft zu ertragen. Dadurch wurde dieses Brüderpaar zu so edlen Männern. Mit der Bildung des Verstandes allein ist es nicht gethan; das Herz muß in eben dem Maße gebildet werden. Einseitig gebildete Verstandesmenschen arten aus, werden kalt gegen alles Gute und nur um so gewandter, Böses zu thun; fromme, wohlwollende Gefühle ohne gründlichen Unterricht führen auch nicht sicher zum Ziele, sondern zu mancherlei Irrthümern und Mißgriffen. Religion allein, recht erkannt und tren ausgeübt, bewahrt vor solcher Einseitigkeit und Halbheit und kann Verstand und Herz in Einklang bringen; sie allein ist der sichere feste Grund aller wahren Bildung. Die Hauptsumme aller Weisheit bleibt daher: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn dies macht erst einen ganzen Menschen.“

Am Ende der Mahlzeit stand der Bürgermeister auf, um auf das Wohl des Herrn Majors zu trinken, dessen Bruder und die werthen Eltern, die so treffliche Söhne erzogen hatten, mit eingeschlossen. Alle Gäste an der Tafel erhoben sich, stimmten ihm mit lautem Jubel bei und stießen die Gläser an, daß sie beinahe zerprangen. Unter eben so großem Jubel wurde die Gesundheit des Herrn und der Frau von Flint, des Herrn Pfarrers und Schullehrers von Waldau, Meisters Blank und aller Wohlthäter und Freunde des Majors ausgebracht. Hierauf wurde auf das Wohl eines jeden der anwesenden Offiziere getrunken.

Nun ließ der Major den Bürgermeister, die Stadträte, die Geistlichen, Beamten und Bürger der Stadt, in der er so viel Gutes genossen hatte, hoch leben. Der Stadtpfarrer, ein wahrhaft hochwürdiger Mann, der erst seit kurzer Zeit die Stadtpfarrei angetreten hatte, äußerte den frommen Wunsch: „Gott, der diesen furchtbaren Krieg gnädig geendet, wolle nun über diese Stadt, das Königreich, ganz Deutschland und alle Völker der Erde die Segnungen des Friedens ausgießen!“ Die Mahlzeit endete mit dem feierlichen dreimal wiederholten Rufe: „Hoch lebe der König!“



Verlag von Otto Maier in Ravensburg.

# Jugendbühne. Sammlung erster und betterer Theaterstücke für die Jugend.



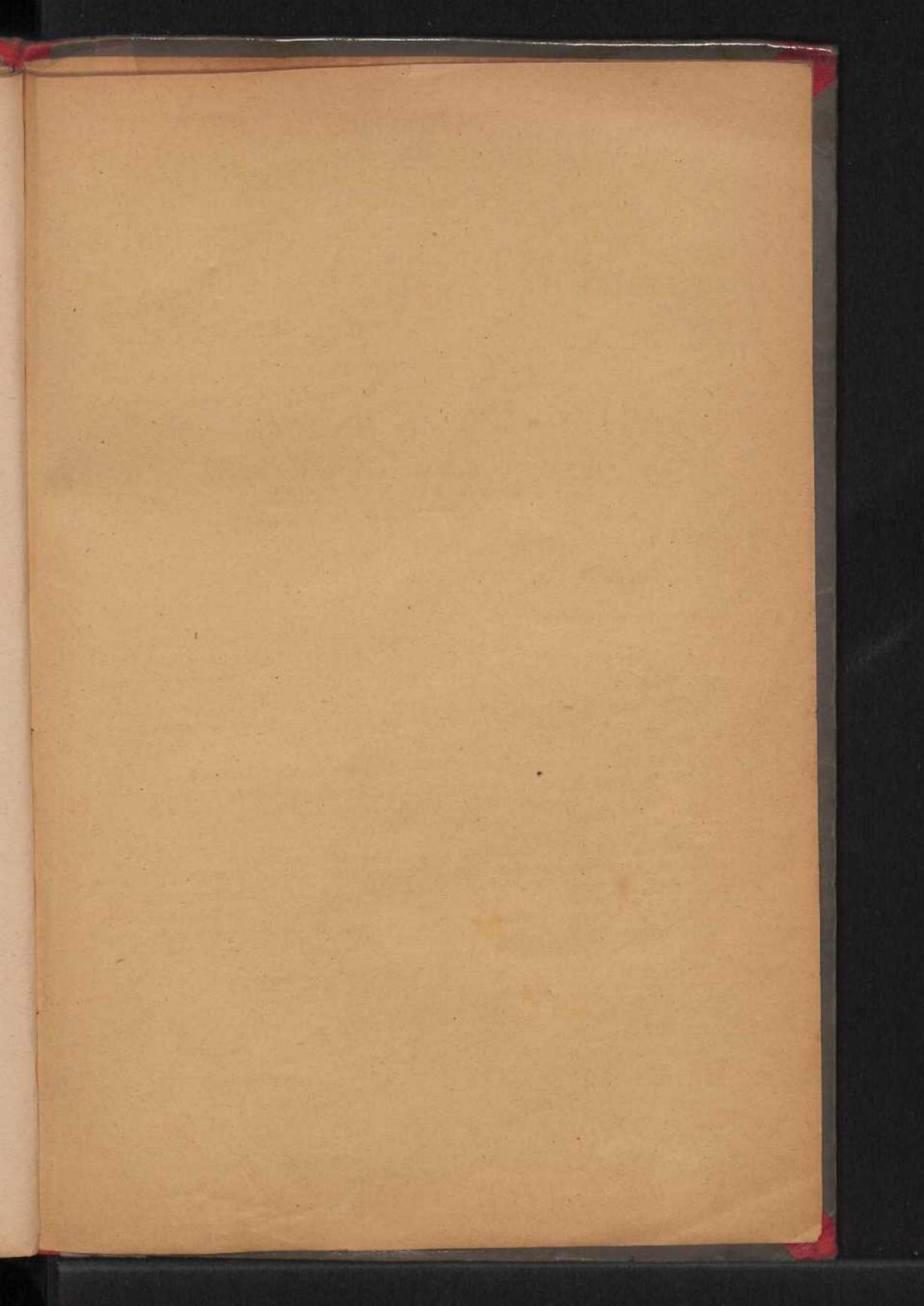
Echt kindliche, leicht ausführbare Stücke mit Beiträgen, hervorragender Autoritäten.

Herausgegeben von

**Sophie von Adeling.**

Bisher erschienen 8 Bändchen, eleg. kart. à 80 Pfennig. Weitere Bändchen in Vorbereitung.

- 1. Bändchen:** Heinrich von Sichenfels, Schauspiel in 3 Aufzügen. Nach der Erzählung von Christoph v. Schmid, bearbeitet von S. v. Adeling. — Die Schneckenvront, Lustspiel in 5 Aufzügen. — Der Größte, chinesisches Drama von Olga v. Adeling.
- 2. Bändchen:** Der Lumpenfammler, Schauspiel in 3 Aufzügen. Nach einer Erzählung von Thella v. Gumpert. — Die Maikönigin, Lustspiel in 4 Aufzügen von Cornelia Sauter.
- 3. Bändchen:** Rola von Tannenburg, Schauspiel in 2 Aufzügen. Frei nach Christoph v. Schmid, für die Jugend bearbeitet von Elise Henle. — Das Blumenkörbchen, Schauspiel in 2 Aufzügen. Frei nach Christoph v. Schmid's gleichnamiger Erzählung, für die Bühne bearbeitet von Elise Henle. — Das Johanniskäferchen, Schauspiel in 1 Aufzug. Frei nach Christoph v. Schmid, für die Bühne bearbeitet von Elise Henle.
- 4. Bändchen:** Der kleine Schornsteinfeger, Schauspiel in 3 Aufzügen von B. Ulmen. — Die verirrte Idylle, Lustspiel in 2 Aufzügen von Gertrud Jacobi. — Das graue Fräulein auf Scharfenstein, Lustspiel in 5 Aufzügen. Hessische Volksfage, bearbeitet von S. v. Adeling.
- 5. Bändchen:** Etwas über Marionetten. — Wenn der Weihnachtsbaum zum letzten Male brennt. Ein Sylvesterspiel mit Gesang. Von Julius Rohmeyer. — Der verzauberte Königssohn, Märchen-Dichtung in 2 Aufzügen von S. v. Adeling. — Schwan kleb' an, Märchenkomödie in 3 Akten von Julius Rohmeyer.
- 6. Bändchen:** Die Hopfenblüten, Schauspiel in 4 Akten, nach Christoph v. Schmid. — Und das ist ganz gewiss, Lustspiel in 1 Aufzug, nach dem Englischen von Maria Edgeworth.
- 7. Bändchen:** Das stumme Kind, Schauspiel in 3 Aufzügen nach Christoph v. Schmid. — Jungfer Lottchen Meienbusch, Lustspiel in 3 Aufzügen, nach der Erzählung von Marie v. Nathusius.
- 8. Bändchen:** Aufführungen für Weihnachten, Neujahr und Frühlingsfeste von Frida v. Kronoff. Anhang: Weihnachtslieder, Neujahrswünsche.
- 9. Bändchen:** Aufführungen für Hochzeiten, Polterabend, Silber- und Goldhochzeit von Frida v. Kronoff.



Internationale Jugendbibliothek



047002154560

## Ravensburger illustrierte Prachtausgabe

von

# Christoph von Schmid's Erzählungen

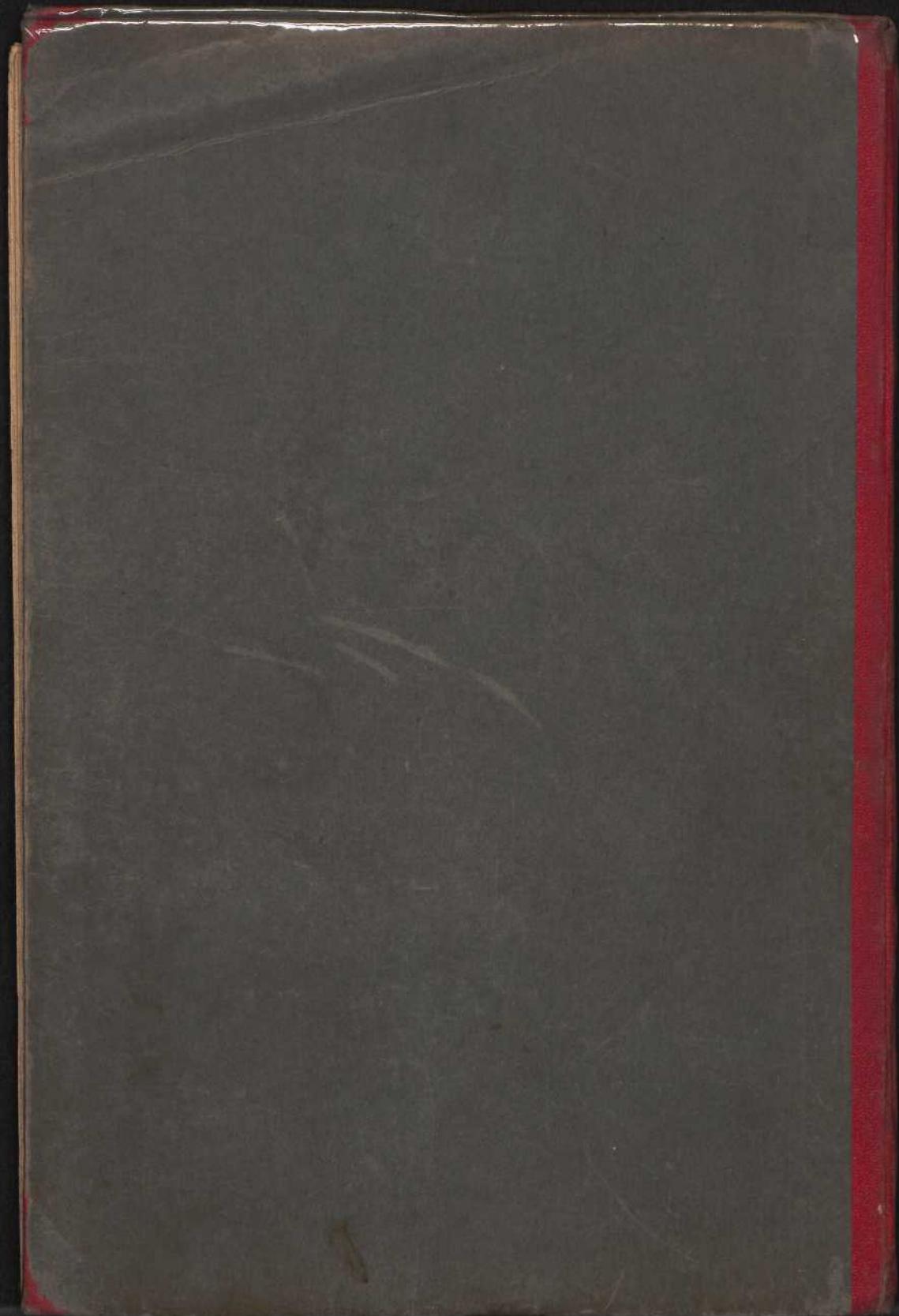
## in Einzelbändchen:

1. Bändchen:	Heinrich von Eichensees Täubchen.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
2. "	: Osterer. Waldkapelle. Vogelneischen.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
3. "	: Weihnachtsabend. Gott ist die Liebe.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
4. "	: Hopfenblüten. Jesus der Kinderfreund.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
5. "	: Rosenlock. Hölzerne Kreuz. Johanniskäferchen.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
6. "	: Gottfried, der junge Einsiedler.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
7. "	: Blumenkörbchen.	Einzelpreis geb. 65 Pfg.
8. "	: Genovesa.	Einzelpreis geb. 65 Pfg.
9. "	: Rosa von Tannenburg.	Einzelpreis geb. 90 Pfg.
10. "	: Ludwig, der kleine Auswanderer.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
11. "	: Raubschloss. Nachtigall. Kuchen.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
12. "	: Kupfermünzen. Rotkehlchen. Kirichen. Rosen.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
13. "	: Anselmo. Die Wasserflut am Rhein.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
14. "	: Timotheus und Philemon.	Einzelpreis geb. 60 Pfg.
15. "	: Das Lämmchen. Der Kanarienvogel.	Einzelpreis a b. 60 Pfg.
16. "	: Das beste Erbteil. Die Kapelle bei Wolfsbühl.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
17. "	: Das verlorene Kind. Die zwei Brüder.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
18. "	: Der Diamantring. Die Krebse. Das Vergissmeinnicht. Das Margaretenblümchen. Titus und seine Familie.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
19/20. "	: Josaphat. Drei Parabeln Barlaams.	Einzelpreis geb. M. 1.—
21. "	: Pauline.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
22. "	: Die ungleichen Schwestern. Florentin Walter.	Einzelpreis geb. 60 Pfg.
23. "	: 28 kleinere Erzählungen fürs mittlere Kindesalter. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde.	Einzelpreis geb. 50 Pfg.
24. "	: Gedichte.	Einzelpreis geb. 80 Pfg.
25/26. "	: 100 kurze Erzählungen. I. Reihe.	Einzelpreis geb. 80 Pfg.
27/28. "	: Noch 100 kurze Erzählungen. II. Reihe.	Einzelpreis geb. 80 Pfg.
29/30. "	: Fernando. Die Melone.	Einzelpreis geb. M. 1.—
31. "	: Angelika. Das Karthäuserkloster.	geb. 50 Pfg.
32. "	: Die Edelsteine. Der Wasserkrug.	geb. 50 Pfg.
33. "	: Klara. Die Feuersbrunst.	Einzelpreis 50 Pfg.
34/35. "	: Der gute Fridolin und der böse Dietrich.	Einzelpreis geb. M. 1.—

Preis sämtlicher Bändchen

☞ wenn auf einmal bezogen, nur Mk. 17.— ☞

Verlag von Otto Haier in Ravensburg.



N<sup>o</sup> 4

# Erzählungen

von

# Christoph v. Schmid

Ausgabe in Einzelbändchen.

Einzelbändchen

No. 17.

Das verlorene Kind.

Die zwei Brüder.

Ravensburg.

Verlag von Otto Maier.

